Band 844 • 2,00 DM

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Tödliches Amsterdam

Band 844 • 2,00 DM

Schweiz Fr 2,00 / Österreich S 16

Frankreich F 9,00 / Italien L 2500 / Niederlande f 2,60 / Spanien P 250





Tödliches Amsterdam

John Sinclair Nr. 844

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 06.09.1994

Titelbild von José Maria Miralles

Sinclair Crew

Tödliches Amsterdam

Kommissar van Steen glaubte, in die Dreharbeiten zu einem Horrorfilm geraten zu sein. Er konnte nur reagieren, nicht agieren, denn er war von einem unsichtbaren Regisseur als Opfer ausgesucht worden. Für van Steen war in den letzten Sekunden die normale Welt zusammengebrochen, obwohl sie ihn nach wie vor umgab. Er sah die Gracht, die Menschen am Wasserlauf, doch die widmeten dem Mann im Boot keine Aufmerksamkeit. Das gab es jeden Tag, das war Alltag. Nicht so für den Kommissar. Und vor allen Dingen nicht, wenn man von einem aus der schlammigen Tiefe hochgestiegenen Monstrum festgehalten wurde. Diese Gestalt hatte sich an das rechte Ruder gehängt und hielt es fest. Van Steen sah die breiten, grünen Krallen mit der dunklen Haut, und er sah auch die spitzen Nägel, die wie Messer wirkten…

Wie lange er in dieser Lage verharrt hatte, wußte er nicht zu sagen. Es kam ihm vor wie Minuten, dabei konnten höchstens Sekunden vergangen sein. Durch seinen Kopf aber liefen Bilder des Grauens, denn er erinnerte sich an die schrecklich zugerichtete Leiche des Engländers, die er und seine Kollegen weggeschafft hatten.

Von dem Toten war nicht mehr viel übriggeblieben. Niemand wußte, mit welcher Waffe ihm diese tödlichen Verletzungen zugefügt worden waren, aber der Kommissar brauchte sich nur die spitzen Krallen anzuschauen, um Bescheid zu wissen.

Er hatte den Mörder, er kannte ihn, doch es nutzte ihm nichts, denn das Monstrum aus der Tiefe behielt die Trümpfe.

Und es bewegte sich.

Es kam hoch.

Unter der Oberfläche zuckte es. Der Kommissar sah einen flachen Schädel, der dann das Wasser durchbrach, und zum erstenmal starrte er in das Gesicht der Kreatur.

Nein, das war kein Gesicht mehr. Das war eine Fratze, ein furchtbares Zerrbild. Ebenfalls so grünlich wie Haut, dabei aber knochig, als hätte jemand einem Skelett eine Haut überzogen. Der Vergleich mit einem verzweigten Geäst kam ihm auch in den Sinn, es waren so viele Dinge auf einmal, die durch seinen Kopf schossen, und wie am Rande nur nahm er wahr, daß bei dieser Gestalt die Nase und die Augen fehlten.

Dennoch lebte sie.

Da lauerte etwas tief in den Schächten, etwas Bös- und Abartiges, eine ungemein starke Menschenverachtung und gleichzeitig auch der Wille, einen Menschen brutal zu vernichten.

Der Mensch war er!

Dieser Gedanke schoß ihm heiß wie Feuer durch den Kopf. Plötzlich war es mit seiner Starre vorbei, der Kommissar wußte, daß er etwas unternehmen mußte, denn die Menschen an den Ufern kümmerten sich nicht um ihn. Für die Grachten hatte keiner mehr einen Blick, und das nächste Touristenschiff war noch zu weit entfernt.

Er war auf sich allein gestellt.

Das Wesen wollte an Bord klettern. Van Steen spürte genau den Ruck, der durch das Holz ging, denn dieses Monstrum sah es einfach als Turnstange an.

Es schob sich höher.

Van Steens Gesicht verzerrte sich vor Wut und Ekel. Er hielt das Ruder nur mehr mit der linken Hand, holte mit der rechten aus und ballte sie gleichzeitig zur Faust.

Er mußte es tun, und er tat es!

So hart wie möglich rammte er seine Faust in das schreckliche Gesicht des Wesens. Er spürte den Widerstand, war froh, daß er

Handschuhe trug, und sah, wie der Schädel zurückzuckte und mit seiner Rückseite auf die Wasserfläche klatschte.

Spritzer wirbelten in die Höhe, für einen Moment war der Kopf der Gestalt unter Wasser verschwunden, und der Kommissar wollte die Ruderstange wieder an sich reißen.

Die Hände hielten fest. Sie waren wie Klammern, die an das Holz festgeschraubt waren, und das Monstrum erschien auch wieder mit seinem widerlichen Kopf. Jetzt tauchte es noch schwungvoller auf als beim ersten Versuch. Es nutzte diesen Schwung aus und auch die Tragkraft des Wassers, damit es höher gespült werden konnte, um dann in das Boot zu klettern.

Eine Klaue löste sich bereits vom Ruder. Sie umfaßte mit einem blitzschnellen Griff den Bootsrand und hatte so eine viel bessere Ausgangsposition erhalten.

Das alles erkannte der Kommissar mit Schrecken, und er wußte auch, daß er diesem Wesen im Kampf unterlegen war, der Engländer war es schließlich auch gewesen.

Natürlich trug van Steen eine Waffe. Um an sie heranzukommen, hätte er erst den Mantel aufknöpfen müssen, dabei wäre zuviel Zeit verlorengegangen.

Es gab für ihn nur eine wirkliche Chance, sein Leben zu retten. Über Bord und ab in das eiskalte Wasser. Noch konnte er sich bewegen, denn das Wesen war dabei, ins Boot zu klettern, und es zerrte nach steuerbord.

Wasser plätscherte über die Bordwand und näßte die Füße des Kommissars, der sich mit einer einzigen Bewegung erhoben hatte und noch für einen Moment die schwankenden Planken unter seinen Füßen spürte.

Dann wuchtete er seinen Körper zurück.

Er befürchtete, nicht schnell genug zu sein, und tatsächlich griff das Wesen nach ihm, kriegte aber nur den Mantelstoff an seinem unteren Rand zu fassen. Glücklicherweise rutschte ihm der Saum durch die Finger.

Van Steen aber kippte nach hinten.

Und er tauchte in das Wasser!

Der Eisschock erwischte ihn nicht so stark, wie er befürchtet hatte. Das mochte an dem Mantel liegen, dessen dicker Stoff ihn schützte, der sich aber sehr schnell mit Wasser vollsog, so daß er ihn wie ein nasser Lappen umgab.

Der zog ihn aber auch in die Tiefe. Da er rücklings gefallen war, gelang ihm zuvor noch ein letzter Blick auf das Boot, das bereits von dieser Kreatur besetzt war.

Es war ihm egal. Er wollte weg und so schnell wie möglich das rettende Ufer erreichen.

Unter Wasser drehte er sich um, damit er in eine Bauchlage geriet und durch Kraulbewegungen weiterkam.

Die Brühe war ihm in den Mund gedrungen, in die Augen, in die Nase und die Ohren. Das alles machte ihm nichts aus, denn es ging einzig und allein darum, das Leben zu retten. Wenn nur nicht der verdammte Mantel gewesen wäre, der an ihm hing wie ein Zelt aus Eisen und ihn in die Tiefe zerrte. Er war einfach zu schwer, und die Zeit, sich von ihm zu befreien, hatte van Steen nicht.

Er schwamm um sein Leben. Trotz seiner miesen Lage huschten die Gedanken durch seinen Kopf. Er wußte, daß es dem Engländer Gerry Olmian nicht anders ergangen war. Auch er mußte auf diese Art und Weise seine Flucht versucht haben, ihn aber hatte das Monstrum erwischt.

Van Steen tauchte auf. Endlich konnte er nach Luft schnappen. Endlich hatte er das Gewicht des Mantels überwunden, endlich sah er wieder normal, wenn auch verschwommen, doch Ric erkannte vor sich den hoben Schatten. Es war die dunkle Bordwand eines am Ufer liegenden Kahns, aber war es auch seine Rettung?

Wieder kriegte er eine nahezu höllische Furcht, denn die Bordwand war verdammt hoch.

Zu hoch?

Um in Sicherheit zu kommen, mußte er an ihr in die Höhe klettern, aber er war keine Katze und hatte auch nicht die Krallen des Monsters, mit denen er sich hätte festklammern können. Noch stand nicht fest, daß er diesem Grauen würde entkommen können, noch hielt das verdammte Monstrum die Trümpfe in der Hand.

Auch ohne sich zu drehen, wußte der Kommissar genau, daß es sich noch hinter ihm befand. Es würde nicht aufgeben, es war nicht seine Art, es gehorchte dem Trieb, denn es brauchte Blut und Fleisch. Beides hatte es sich von dem Engländer geholt, und nun stand Ric van Steen auf der blutigen Liste.

Er streckte sich noch einmal. Er ärgerte sich, weil er nicht so rasch vorankam, wie er es sich vorgestellt hatte. Der Mantel war einfach zu schwer. Er hörte sich auch selbst schreien, oder war es schon ein Weinen? Der Kommissar wußte es nicht, er zuckte nur zusammen, als er nach einem weiteren Kraulstoß mit der rechten Handfläche gegen die rauhe Bordwand des Kahns hämmerte.

In seine Hoffnung stach das Messer der Angst. Er trat Wasser, er hatte den Kopf weit zurück in den Nacken gedrückt, weil er die Reling sehen wollte.

Sie war da, aber sie war so fern!

Er hätte schon aus dem Wasser in die Höhe jagen müssen, um sie zu erreichen, doch die Kraft reichte nicht. Das Gewicht des schweren Mantels konnte er einfach nicht überwinden.

Und hinter ihm schwamm das Monster.
Er hörte es. Es nahm keine Rücksicht mehr, es glitt dicht unter der Wasseroberfläche dahin. Seine knorrigen Arme mußten die Flüssigkeit durchpflügen, und van Steen wartete nur auf den Augenblick, in dem die Knochenhand in seinen Rücken hämmerte.
Da hörte er die Stimme über sich. »He, Kommissar, he Ric! Aufgepaßt, verdammt!«
Er stierte hoch!
Eine riesige Schneeflocke schien dort zu hocken. Aber das war keine Flocke, sondern eine Frau, die einen weißen Mantel trug, und ihre grellrot geschminkten Mund dermaßen stark verzerrt hatte, daß er wie eine offene Wunde wirkte.
Sie warf ihm was entgegen.
Es klatschte auf seinen Kopf, und es war ein Rettungsring mit einer Leine daran.
Van Steen handelte reflexartig und instinktiv. Schon jetzt war er Fanny, dem Liebesmädchen im weißen Mantel, so unendlich dankbar, auch wenn er der eigentlichen Gefahr noch nicht entronnen war, denn er mußte immer noch schnell sein.
Aber Fanny half ihm dabei. Sie zerrte an dem Seil. Sie hatte auch Hilfe erhalten. Während der Kommissar mithalf und sich an der Bordwand abstützte, sah er neben Fannys Gesicht das eines jungen Mannes mit langen, dunklen Haaren.
Van Steen kämpfte sich hoch. Mit den Fußspitzen versuchte er an der etwas aufgerauten Bordwand Halt zu finden, was er kaum schaffte, denn er rutschte immer wieder ab. Einmal drehte er den Kopf und senkte ihn gleichzeitig, um zurückzuschauen.
Er sah das Monster.
Es hatte den Kahn ebenfalls erreicht, und es wollte auch weiterhin nicht aufgeben, denn kraftvoll wuchtete es seinen Oberkörper aus den Fluten hervor und streckte gleichzeitig die Arme aus, die Krallenfinger dabei gestreckt.
Beide Hände schlugen zu.
Der Kommissar spürte die Berührung an seinen Hacken. Für einen Moment befürchtete er das Schlimmste, dann aber zerrten ihn die Hände noch einmal ruckartig hoch und vergrößerten die Distanz.
Das Monster hatte verloren.
Es ließ sich fallen, um wie ein Stein in der trüben Brühe der Gracht zu verschwinden.
Es war vorbei.
Die beiden Helfer zerrten noch immer, bis sich der Kommissar über die Reling rollen konnte und auf den schmutzigen Bordplanken keuchend und erschöpft liegenblieb.
Daß sich die Helfer unterhielten, bekam er nur am Rande mit. Van

Steen verstand auch nicht viel, doch der Mann beschwerte sich darüber, daß er dabei geholfen hatte, einen Polizisten aus dem Kanal zu ziehen. Den hätte er lieber schwimmen lassen.

Fanny verteidigte den Kommissar. »Stell dich nicht so an. Es gibt auch unter den Bullen einige, die schwer okay sind.«

»Kann ich jetzt abhauen?«

»Meinetwegen.«

Van Steen hatte sich auf die Seite gedreht. Er rang noch immer nach Luft, außerdem war ihm übel. Im Mund spürte er den Geschmack des brakigen Wassers, er mußte sich übergeben. Das Wasser vermischte sich mit galligem Schleim.

Fanny stand neben ihm. »Geht es dir wieder besser, Kommissar?«

»Bald.« Er mußte wieder keuchen, hatte sich schon hingekniet. Fanny schlug ihm auf den Rücken. »Danke, danke, es geht schon. Danke auch dafür, daß du mich aus der Brühe gezogen hast.« Er stand auf, und Fanny half ihm dabei. »Wieso bist du eigentlich wie ein Geist erschienen? Was hat dich getrieben, mich zu verfolgen?«

»Ich war neugierig.«

»Ach. Worauf denn?« Van Steen hustete.

»Ich wollte sehen, was da im Wasser schwamm. Daß es nicht normal war, sah schon ein Halbblinder. Ich hatte ja die komische Hand gesehen und habe nicht richtig glauben wollen, daß so etwas überhaupt leben kann. Ich bin eines Besseren belehrt worden.« Sie trat mit dem Fuß auf.

»Verdammte Scheiße, Kommissar, was kommt da auf uns zu? Kannst du mir das sagen, van Steen?«

»Nichts, Fanny. Es kommt nichts auf uns zu. Es ist schon was auf uns zugekommen.« Er hustete wieder. »Die Kanäle sind verseucht, aber nicht nur ökologisch, da ist etwas anderes, das sich breitgemacht hat. Da ist etwas gekommen, verstehst du?« Er blickte Fanny ins Gesicht und sah ihr Kopfschütteln.

»Ich verstehe gar nichts, Kommissar, aber ich verstehe, daß du aus deinen nassen Klamotten mußt, sonst holst du dir noch den Tod. Du mußt so schnell wie möglich ins Warme.«

»Stimmt. Und wo?«

»Wir gehen unter Deck. Ich kenne die Leute hier, die auf dem Boot wohnen. Einer hat mir geholfen, die anderen sind nicht da.« Sie faßte ihn an.

»Los jetzt!«

Van Steen ließ sich führen. Er ging und kam sich dabei vor, als würde er das Laufen erst üben. Seine Beine waren steif und glichen gefrorenen Stöcken. Er fror, er zitterte, und seine Zähne schlugen urplötzlich aufeinander.

Unter Deck war es wärmer. Dort hatten die Bewohner einen alten

Ofen aufgebaut. In der Bude stank es nach allem möglichen, was van Steen egal war. Er konnte sich nicht selbst ausziehen, seine Finger waren einfach zu klamm, und so mußte ihm Fanny dabei helfen, was sie amüsierte.

»Warum lachst du?«

»Kann ich dir sagen, van Steen. Ich habe zwar schon viele Kunden ausgezogen, aber keinen Kommissar. Zumindest nicht wissentlich. Hinzu kommt, daß du im Dienst bist.«

»Das bin ich immer.«

Auch die Unterhose zog er aus, und Fanny - ganz die besorgte Frau hatte sogar eine Decke besorgt, die sie über die Schultern des Polizisten hängte. Die Kleidung hing über einem Stuhl nahe des Ofens und war so gut wie möglich ausgebreitet worden. »Du mußt dich abreiben, van Steen. Richtig reiben, damit deine Durchblutung gefördert wird.«

Er nickte nur. Plötzlich fror er wie selten, aber er biß die Zähne zusammen. Irgendwo schämte er sich auch, daß Fanny das Kommando übernommen hatte und ihn behandelte wie ein kleines Kind. Auch Frauen wie Fanny hatten mütterliche Instinkte oder gerade Frauen wie Fanny. Das bewies sie, als sie an den Kommissar herantrat und damit begann, ihn abzurubbeln. »Das ist doch alles nichts, was du da machst. Steh mal still, dann geht es zur Sache.«

Van Steen genoß diese Massage. Sie förderte seine Durchblutung, sie machte ihn wieder fit, und er hatte sich so aufgebaut, daß er durch eine der kleinen viereckigen Öffnungen schauen konnte.

Er sah das Wasser in der Gracht, und natürlich suchte er nach dem Monstrum. Normalerweise hätte er längst die Kollegen alarmieren müssen, doch seine eigene Gesundheit hatte in diesem Fall Vorrang. Außerdem mußte er nach den richtigen Worten suchen, denn es würde nicht einfach werden, seinen Kollegen die Tatsachen zu erklären.

Er starrte nach draußen. Fanny war hinter ihn getreten. Sie massierte seine Schultern mit langsamen Bewegungen. Das war schon kein Abrubbeln mehr, sie wollte plötzlich mehr und hauchte van Steen ihre Worte ins rechte Ohr. »Hier ist es schön warm, Kommissar, und wir beide sind allein. Uns wird niemand stören.«

»Hör auf, Fanny.«

»Nein, ich fange erst an. Du brauchst nicht mal einen Gulden zu bezahlen. Ich hake das als Krankenbetreuung ab.«

Der Kommissar zuckte zusammen. Aber nicht, weil sich die Hände der Frau speziellen Regionen genähert hatten, es gab einen anderen Grund für diese Reaktion.

Nach wie vor hatte van Steen nach draußen geschaut. Soeben passierte eines der Ausflugsboote mit dem gläsernen Dach den am

Ufer liegenden Kahn.
Van Steens Augen wurden groß.
Auf dem Dach, da… da bewegte sich etwas.
Es war das Monstrum aus dem Wasser. Oder ein zweites und sogar ein drittes…

***

Der Teufel war ins Paradies gekommen und hielt es bereits besetzt.
Dieser Vergleich schoß mir durch den Kopf, als ich das schreckliche Wesen sah, das aus dem Wasser der Gracht geklettert war und sich ausgerechnet unser Boot als Ziel ausgesucht hatte.
Von den anderen Mitfahrern war es noch nicht entdeckt worden. Es saßen sowieso nur wenige Personen unter dem Glasdach, und diese Gestalt war ungefähr in meiner Höhe an Bord gegangen, wobei uns praktisch nur die Scheibe trennte.
Ich sah es sehr genau. Ein skeletthaftes Wesen, über dessen Knochen eine grünbraune Haut gezogen war. Hände, deren Finger lange Krallen bildeten, waren von außen her gegen das Fenster gestemmt. Ich sah die dünnen Arme, den schaurigen Kopf mit den leeren Augenhöhlen, und ich war nicht mal so stark entsetzt über diesen Anblick, denn die Hände oder Arme dieser Wesen hatte ich schon während meiner Entführung in der vergangenen Nacht in der Gracht der hungrigen Leichen erlebt.
Ich wußte nicht, was dieses Wesen vorhatte. Ich ging davon aus, daß es Böses im Schilde führte, und ich dachte daran, den Mörder meines Landsmannes zu sehen.
Es duckte sich, als es Halt gefunden hatte, und turnte dann nach hinten, dem Heck entgegen.
Ich war aufgestanden. Zu heftig, denn ich stieß mir den Kopf an der Decke.
Plötzlich schaute mich Suko an. Auch er hatte den blinden Passagier noch nicht zu Gesicht gekriegt, ihm war nur meine heftige Bewegung aufgefallen. Für einen Moment schaute er mich fragend an.
»Ich muß raus, Suko!«
»Was ist denn?«
»Da!« Ich deutete in die Richtung des Hecks.
Dann erklang wieder die Stimme aus den Lautsprechern, um irgendeine Sehenswürdigkeit zu erklären. Ich achtete nicht darauf, denn ich war schon auf dem Weg nach vorn.
Der Kapitän machte einen überraschten Gesichtsausdruck, als ich plötzlich neben ihm erschien. »Was ist denn los?«
»Ich muß nach draußen!«
»Das geht nicht! Das können Sie nicht machen! Das ist…«
»Doch, ich kann!«

Bevor er noch weiter protestieren konnte, hatte ich bereits den Ausstieg geöffnet und war zuvor die Stufen der Treppe hochgegangen. Die eisige Luft raubte mir für einen Moment den Atem, denn ich kam aus der bulligen Wärme.

Jetzt waren auch die anderen Fahrgäste aufmerksam geworden. Natürlich schauten sie mich an oder mir nach, und ich merkte auch, daß unser Boot an Fahrt verlor.

Zwischen Bordwand und Glasdach balancierte ich auf dem schmalen Bootsrand entlang. Das Wesen war noch immer da. Es hatte bereits das Heck erreicht und war von dort auf das Glasdach geklettert. Es schob seinen Körper flach darüber hinweg. Wer von unten hochschaute, mußte diesen Körper als riesiges, durch das Glas verzerrtes Insekt wahrnehmen, und ich merkte, daß es mit leichten Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, denn auf dem Dach lagen noch einige Eisflecken.

Ich wollte auch hoch.

Halt würden mir die querlaufenden Holzbalken geben, die das Glas zusammenhielten. Ich streckte die Arme aus und beugte meinen Oberkörper weit vor.

Das Holz war kalt, auch glatt, aber ich bekam trotzdem den nötigen Halt.

Ich zog mich in die Höhe, darauf achtend, daß mir das Monstrum nicht zu nahe kam.

Inzwischen hatte der Kapitän das Boot gestoppt. Wir dümpelten auf der Gracht, und der Mann vom Ruder war ebenfalls ausgestiegen und schaute zu mir hin. Er rief etwas, dann drängte ihn jemand zur Seite, und einen Moment später hatte Suko ebenfalls die Wärme des Boots verlassen.

Auf dem Dach lag ich besser. Es war flach und auch breit genug. Das Untier sah ich vor mir. Es hatte sich halb aufgerichtet und wirkte auch in dieser Lage wie ein mutiertes Insekt. Der vorgeschobene Kopf erinnerte an eine vorn platt geschlagene Kugel, wobei einige seiner Gesichtsmerkmale verlorengegangen waren, doch das alles zählte nicht. Wichtig war das Wesen selbst.

Es griff an.

Und es war sehr schnell.

Ich kam nicht dazu, meine Waffe zu ziehen. Auf einmal hatte es sich hochgestemmt und einen Moment später mit Vehemenz nach vorn geworfen. Ich hätte ausweichen können, leider war das Dach trotz allem zu schmal, und so erlebte ich den ersten echten Kontakt mit diesem untoten Etwas.

Es schlug nach mir, die Krallenhände vorgestreckt, wobei die Nägel wie spitze Feilen durch meine Kleidung sägen wollten, doch ich drehte mich und kriegte den linken dünnen Arm zu fassen.

Die Haut war glatt und widerlich naß. Sie rutschte durch meine Finger.

Der Arm bewegte sich ruckartig, weil das Monstrum versuchte, meinen Griff zu sprengen.

Es hatte genügend Kraft, um sich herumzustoßen. Mit der anderen Hand stieß es nach meinem Hals, verfehlte ihn, und die Klauen hinterließen Kratzer auf dem Glasdach.

Auch die Fahrgäste hatten längst bemerkt, was sich über ihnen abspielte.

Es hatte keinen mehr auf seinem Platz gehalten, das sah ich, als ich mich drehte und das Bild unter mir wie ein Filmstreifen vor meinem Auge entlanghuschte.

Wir rutschten.

Der Rand des seitlich gebogenen Glasdachs kam gefährlich nahe. Ich würde auch auf dem Rand keinen Platz finden, dazu war er viel zu schmal, durch den Schwung würde ich über Bord rutschen und in das eisige Wasser der Gracht eintauchen, was dieses Monstrum wohl auch beabsichtigte. Ich konnte nichts gegen das Rutschen tun, ich kam auch nicht an meine Waffe heran. Meine Flüche gaben wohl meinen inneren Zustand wieder.

Es wäre alles so gekommen, wenn - ja, wenn nicht Suko plötzlich erschienen wäre.

Ich nahm ihn nur am Rande wahr, was ich allerdings sah, das ließ mich hoffen.

Mein Freund hatte seine Dämonenpeitsche gezogen, den Kreis geschlagen, die drei Riemen waren ausgefahren. Noch schlug er nicht zu und musste warten, bis sein Ziel in eine günstige Position geriet.

Dabei half die Schräge an der Steuerbordseite des Boots. Dort lauerte auch Suko.

Das Monstrum glitt ihm in die Falle, denn Suko hatte seinen Arm bereits erhoben.

»Schlag zu!« keuchte ich, denn auch ich glitt kopfüber an der Außenwand entlang.

Es sah lässig aus, wie mein Freund seine Peitsche bewegte. Ich sah den Aufprall und bekam mit, wie das Monstrum zusammenzuckte. Seine Kraft wurde ihm genommen, denn der Griff, der mich festhielt, lockerte sich innerhalb einer Sekunde.

Ich kam frei.

Vor mir rutschte das Wesen auf den schmalen Streifen zwischen Dach und Bootsrand, wo es auch feucht und glatt war. Die unfreiwillige Reise setzte sich fort, auch bei mir. Während ich dem Wesen nachschaute, glitt ich nach vorn, doch Suko hielt mich fest. Auch er mußte achtgeben, daß er nicht über Bord glitt. Beide schauten wir in das schmutzige Wasser, in das das Wesen bereits eingetaucht war,

wieder hochgeschwemmt wurde und plötzlich Dampf über der Stelle lag, an der es aus dem Wasser schaute. Es löste sich auf.

Da schwamm der Schädel neben den Armen und Händen. Wir hörten sogar ein leises Zischen, und wie zu einem letzten Abschiedsgruß stellte sich eine der Klauen aufrecht, als wollte sie uns noch einmal zuwinken, bevor die Finger zerfielen und vom Wasser geschluckt wurden.

Es war nicht mehr da!

Keuchend schaute ich auf die Brühe, den Rücken gegen die Glasverkleidung gestemmt. Ich wischte über meine Stirn, versuchte den Atem unter Kontrolle zu bekommen und grinste meinen Freund Suko schließlich scharf an.

»Danke.«

»Wofür?«

»Hör auf, du weißt schon.«

»Moment mal!« mischte sich der Kapitän ein. »Ich denke, daß ich auch dazu einiges sagen muß.«

»Bitte.«

»Ich will Sie nicht fragen, was da passiert ist und wieso es geschah, aber ich muß Ihnen mitteilen, daß ich über Funk die Polizei gerufen habe. Es wird gleich ein Boot hier eintreffen, und man wird Ihnen auch Fragen stellen.«

»Das denken wir auch.«

Der Mann zeigte sich erstaunt. »Mehr haben Sie nicht zu sagen?«

»Noch nicht.« Ich zog die Schultern hoch, weil ich fror. Aber ins Warme wollte ich nicht. Die paar Minuten bis zum Eintreffen unserer niederländischen Kollegen konnte ich noch draußen warten. Suko blieb ebenfalls bei mir. Nicht der Bootsführer. Der war wieder an seinen Piatz gegangen und versuchte von dort, die Fahrgäste zu beruhigen.

»Es ist also wahr«, sagte ich.

»Was ist wahr?«

»Daß es sie gibt.«

Suko hob die Schultern. »Mal ehrlich, John, hast du denn daran gezweifelt?«

»Ich hab' auf einen Irrtum gehofft.«

»Unser Pech.«

Hinter uns lag ein weiteres Boot. Es kam nicht vorbei, und es würde sich gedulden müssen, bis die Polizei uns von Bord gepflückt hatte. Von der anderen Seite der Gracht her erreichte mich ein Ruf.

»Sinclair, John Sinclair!«

Soeben noch konnte ich über das Glasdach hinwegblicken. Auf dem Deck eines Kahns stand ein Mann und winkte mit beiden Armen. »Sind Sie John Sinclair?«

»Ja.«
»Ich bin Kommissar van Steen.«
Nun begriff ich nichts mehr.

***

Eric van Steen hatte zugeschaut, und auch Fanny hatte ihren Vorsatz vergessen, den Kommissar in dieser dumpfen Wärme unter Deck zu verführen, denn was sich ihnen auf dem Deck und dem Dach des Ausflugsbootes geboten hatte, war spannender als ein Film gewesen.

Da kämpften zwei Männer gegen dieses Mordwesen, und sie hatten es geschafft, dieses wahr gewordene Grauen zu vernichten. Beide schwiegen, und sie redeten erst, als die Überreste im schmutzigen Wasser des Kanals verschwunden waren.

»Das ist unmöglich!« hauchte Fanny.

Van Steen sagte nichts. Obwohl er nur die Decke trug und ansonsten nackt war, schwitzte er, was nicht allein an der Wärme lag, denn als Zuschauer hatte er sich ebenfalls aufgeregt, und nur allmählich fügte er Stein für Stein zu einem Puzzle zusammen, denn erst dann konnte er sich ein Bild machen.

Er überlegte, kombinierte, und ihm kam die Idee, daß der blonde Mann auf dem Ausflugsboot John Sinclair sein mußte. Er erwartete ihn, und Sinclair war sicherlich schon mit Informationen bestückt worden.

Jedenfalls hatten er und sein Begleiter es geschafft, das Monstrum zu vernichten.

Tief atmete er ein. »Fanny, ich muß hier raus. Ich muß zu den anderen beiden.«

»Aber das geht doch nicht. Du holst dir den Tod, wenn du jetzt verschwindest.«

»Egal, ich muß.«

»Deine Sachen sind noch feucht.«

»Das weiß ich selbst.« Er drehte sich um, die Decke rutschte von seinem Körper, dann griff er nach der Unterwäsche und streifte sie über. Er verzog das Gesicht, sie war tatsächlich noch feucht.

»Wer sind denn die beiden Männer?«

Van Steen griff nach seinem Hemd. Die Krawatte ließ er liegen, man konnte sie wegwerfen. »Kollegen aus England, nehme ich an.«

»Wieso? Was wollen die hier?«

»Mir helfen, denke ich.« Er hustete und nieste zugleich. »Das haben sie schon getan, denke ich.«

»Scheint mir auch so.« Fanny trat wieder an das schmale Fenster heran und schaute nach draußen.

Der Kommissar zog sich an. Es waren feuchte Lappen, die er überstreifte.

Besonders schwer an ihm hing der blaue Mantel, der seine Form völlig verloren hatte. Den weißen Schal stopfte van Steen in die rechte Manteltasche.

Auch die Schuhe hatte er angezogen. Seine Socken schienen in den feuchten Höhlen zu kleben.

»Die fahren nicht weiter«, meldete Fanny.

»Das denke ich auch. Wahrscheinlich hat der Steuermann über Funk die Kollegen herbeigerufen. Ich werde da wohl einiges richten können.« Er drehte sich und schaute Fanny lächelnd an, deren Augen einen etwas traurigen Ausdruck bekommen hatten.

»Schade«, sagte sie.

»Was ist schade?«

Sie schüttelte den Kopf und schaute zu Boden. »Egal, Kommissar, vergiß es.«

»Nein, ich vergesse nicht, was ich dir zu verdanken habe, Fanny. Darauf kannst du dich verlassen.«

»Ich bin doch nur eine Nutte.«

»Hör auf, so zu reden.«

»Stimmt es denn nicht?«

»Im Prinzip schon. Aber habe ich dich das jemals spüren lassen? Sei ehrlich.«

»Nein, das hast du nicht.«

»Und deshalb habe ich dich auch aus dem Wasser gezogen, du Bulle, du.« Sie umarmte van Steen und küßte ihn sogar. »Wer immer diese Killer oder diese Wesen auch sind, holt sie euch, sonst wird aus Amsterdam eine Stadt der Angst werden.«

»Keine Sorge, wir tun unser Bestes…«

***

Kommissar Ric van Steen hatte die Dinge mit den Kollegen der Wasserpolizei geregelt und uns dabei herausgelassen. Seine Worte hatten Gewicht, und er schaffte es sogar, den Chef so unter Druck zu setzen, daß er von unseren Zeugenaussagen absah.

Das gefiel dem Mann zwar nicht, doch er brachte uns sogar zu einer Polizeistation, wo sich zumindest van Steen umziehen und aufwärmen konnte. Andere Kleidung wurde in einem Fundus gefunden. Sie paßte sogar einigermaßen.

Suko und ich hatten auf van Steen in einem Raum gewartet, mit Blick auf die Amstel. Es war so etwas wie eine Kantine, jedenfalls standen Automaten an den Wänden, wo sich der Käufer Getränke und auch einige Kleinigkeiten gegen den Hunger ziehen konnte.

Darauf hatten wir verzichtet. Van Steen war es schließlich, der Tee mitbrachte. Er war mit Rum angereichert worden. »Das wird uns durchwärmen«, sagte er, als er die Thermoskannen auf den

viereckigen Tisch stellte und die Tassen verteilte.

»Danke.«

Wir schenkten uns ein, van Steen rauchte eine Zigarette und strich über sein kurzes Haar. »Da haben wir beide Glück gehabt, John. Du ebenso wie ich.«

»Stimmt.«

Der Kommissar trank. Er war ein unkomplizierter Mensch, und wir hatten abgemacht, sofort zum vertrauten Du überzugehen. Es war in Holland so üblich.

»Mich hat Fanny gerettet. Dieses Monstrum wollte mir an den Kragen. Es wollte mich ebenso umbringen wie euren Landsmann.« Der Kommissar schüttelte sich. »Habt ihr dafür eine Erklärung?«

»Warum wollte man dich töten?« fragte Suko.

»Weil ich das Wesen in der Gracht entdeckt und anschließend mit einem Ruderkahn verfolgt habe.« Van Steen putzte sich die Nase. »Sie glauben nicht, was mir und den Kollegen alles durch den Kopf ging. Wir haben die Leiche doch untersuchen lassen, die Verletzungen sind schrecklich. Der Mann muß auf eine schlimme Art gestorben sein.« Er schüttelte sich.

»Niemand wußte so recht zu sagen, wie es passiert ist. Selbst unser Arzt nicht. Der Pathologe sprach nur von spitzen Gegenständen, die Olmian umgebracht haben, aber eine derartige Waffe habe ich an oder bei diesem Wesen nicht entdecken können.«

»Es nahm die Hände«, sagte Suko.

»Das denke ich jetzt auch.« Van Steen rieb durch seine geröteten Augen.

»Mich würde interessieren, wie es euch ergangen ist und was ihr zu diesen nicht normalen Vorgängen sagt.«

Suko lächelte schmal. »Hat man dir nicht mitgeteilt, wer wir sind, Ric?«

Van Steen schaute durch das Fenster. »Ja, ihr seid Kollegen. Man hat auch etwas über Spezialisten gesagt, aber dieser Begriff läßt sich ja dehnen.« Er schnippte einen Krümel von der Tischplatte. »Wenn ich mir überlege, wie ihr reagiert habt, als dieses Mordwesen auftauchte, da kann ich nur staunen.« Er suchte nach Worten. »Kann es so gewesen sein, daß ihr beide nicht mal sonderlich überrascht worden seid? Ein normaler Mensch - auch ein Polizist - wäre doch aus der Fassung geraten, sage ich mal.«

»Stimmt.« Suko schaute mich an. »Ich denke, John, jetzt bist du an der Reihe, die Karten auf den Tisch zu legen.«

Van Steen hob die Augenbrauen. »Das hört sich spannend an.«

»Ist es auch.« Ich nickte ihm zu. »Was Sie gleich hören werden, Ric, klingt unwahrscheinlich und…«

»Sag weiterhin du.«

»Pardon, habe ich vergessen.«

»Mich kann auch nichts Unwahrscheinliches mehr aus der Bahn werfen«, sagte er, »jetzt nicht mehr.«

»Abwarten.«

Der gute Kommissar wartete ab, und er kam aus dem Staunen nicht mehr heraus, als ich ihm meine Erlebnisse der vergangenen Nacht darlegte. Ich beschrieb ihm die Umgebung, ich beschrieb ihm sehr plastisch die beiden Kämpfer und erklärte ihm auch, daß ich die Frau und den Mann während der Grachtenfahrt auf einer Brücke hatte stehen sehen. »Sie wissen also Bescheid, daß wir hier sind. Sie haben uns oder zumindest mich durch das Glasdach sehen können.«

Ich schwieg, und van Steen schwieg ebenfalls. Er schüttelte dabei den Kopf, schaute aus dem Fenster, sah die Boote auf der Amstel und meinte dann: »Da komme ich wirklich nicht mehr mit. Das geht über meinen Verstand hinaus.« Er schob die Hände zusammen, um seine nächsten Bemerkungen plastisch zu unterstützen. »Da ist doch irgendwas verkehrt gelaufen. Da müssen sich gewisse Dinge verschoben haben, denke ich mal. Oder seht ihr das anders?«

»Nein.«

»Kann die Welt aus den Fugen geraten sein? Ist da etwas eingetreten, das es nur in Romanen gibt?«

»Auch in Romanen«, gab ich zu. »Nur werden dieses Geschichten von der Wirklichkeit oft überholt.«

Er schluckte. »Ja, so muß man es wohl sehen und wohl auch glauben, denke ich.«

»Wir sind nicht gekommen, um dir Lügen aufzutischen.«

»Daran habe ich auch nicht gedacht, John. Ich suche nur nach einem Anhaltspunkt. Dazu bin ich eben Polizist. Wir sind es doch gewohnt, Fäden aufzunehmen.«

»Richtig.«

»Hast du dich schon mit einem Anfang beschäftigt?«

»Ja, es sind Rob und Jolanda. Zwei Personen, die aussehen, als wären sie einem Fantasy-Märchen entstiegen. Ein Typ wie Arnold Schwarzenegger, eben nur mit einer Augenklappe versehen, und neben oder bei ihm eine Frau, die ihm in nichts nachsteht, denn sie sieht ebenfalls aus wie eine Kämpferin.«

»Die wollt ihr finden?«

»Das müssen wir«, sagte Suko, »denn sie sind unsere einzige Spur. Zudem sind die beiden so auffällig, daß man sie einfach nicht übersehen kann. Selbst in einer Stadt wie Amsterdam nicht, die ja nun Anlaufstation für viele Paradiesvögel ist.«

»Im Prinzip hast du recht, Suko, die würden selbst bei uns schnell auffallen. Aber, wer sagt mir denn, daß sie immer so herumlaufen und sich nicht auch verwandeln können? Verstecken, zum Beispiel, oder

durch das Überstreifen anderer Kleidung.« Er schaute mich an. »Wie haben sie denn ausgesehen, als sie auf der Brücke standen?«

»Erwischt, Ric.«

»Wieso?«

Ich schlug auf den Tisch. »Du kannst mich jetzt für einen Idioten halten, aber ich habe auf die Kleidung nicht genau geachtet. Mein Interesse galt komischerweise ihren Gesichtern. Da hatte sich zumindest bei Jolanda etwas verändert. Sie trug ihr Haar nicht mehr zu Zöpfen geflochten, sondern offen.«

»Das ist nicht viel.«

»Stimmt, bei Rob habe ich nicht darauf geachtet.«

»Die Vornamen wissen wir zumindest.« Van Steen rieb sein Kinn. »Ich kann mir auch vorstellen, daß wir gar nicht mehr lange nach ihnen zu suchen brauchen.«

»Warum nicht?«

»Weil sie wissen, daß ihr hier in der Stadt seid. Sie werden sich bestimmt mit euch in Verbindung setzen. Vielleicht haben sie sogar aus einer sicheren Deckung hervor gesehen, wie ihr gegen dieses Wesen gekämpft habt.«

»Das will ich nicht ausschließen«, gab ich zu.

»Wunderbar - und weiter?«

»Wie meinst du?«

»Wo sollen wir den Hebel ansetzen? Eine Fahndung einleiten?« Er sprach selbst gegen seinen eigenen Vorschlag. »Nein, dafür bin ich nicht. Wir wollen niemand kopfscheu machen. Aber mir geht ein anderer Gedanke nicht aus dem Kopf.«

»Welcher?«

»Ich glaube nicht, daß wir es nur mit einer dieser Mutationen zu tun haben, John. Das sind viele, und dich hat man ja auch in diesen Tunnel der hungrigen Leichen geschafft. Da hast du sie gesehen, und sie haben es geschafft, den Tunnel zu verlassen, um durch das freie Gewässer zu eilen.«

Er schüttelte den Kopf. »Wenn ich darüber nachdenke, bekomme ich ein Gefühl, das ich lieber für mich behalte.«

»Uns ergeht es ähnlich.«

»Es bleibt uns nichts anderes übrig, als auch diesen Tunnel zu finden, sage ich mal.«

»Stimmt.«

»Wie willst du das anstellen?« fragte Suko. »Gibt es denn alte Pläne in irgendwelchen Archiven?«

»Sicher, die wird es geben.« Van Steen setzte sich anders hin und schlug die Beine übereinander. »Es ist nur fraglich, ob die uns weiterhelfen können. Himmel, die Stadt wurde auf einem Flecken errichtet, der früher einmal zum Meer gehört hat. Unsere Vorfahren

haben der See das Land praktisch abgetrotzt. Hier war immer etwas los. Von hier sind die Menschen rüber in die Neue Welt gefahren und haben Neu Amsterdam gegründet, das heutige New York. Schon in alter Zeit hat es Grachten gegeben, die heute offiziell nicht mehr existieren. Man hat sie bei den Umbauten versiegelt, und ich glaube nicht, daß die alten Pläne noch existieren. Sicherheitshalber werde ich anrufen.« Der Kommissar stand auf, um seinen Vorschlag in die Tat umzusetzen.

Suko und ich warteten. »Sieht nicht gut aus«, meinte mein Freund.

Ich hob die Schultern.

Der Inspektor sprach weiter. »Ich komme mir vor, als hätte man uns im Regen stehen lassen. Wir sind gekommen, und man hat uns sehr schnell unsere Grenzen aufgezeigt. Jetzt brauchen wir Hilfe.«

»Van Steen wird es auch nicht schaffen.«

»Aber Jolanda und Rob.«

Suko zeigte mir ein schiefes Grinsen. »Willst du bis zur folgenden Nacht warten?«

»Das hatte ich nicht vor.«

»Dann drück uns die Daumen, daß sie uns finden und uns mit Rat und Tat zur Seite stehen.«

»Mehr mit Tat. Ich will wieder in diesen Tunnel hinein, doch diesmal im Vollbesitz meiner Kräfte und nicht unter der Kontrolle zweier ungewöhnlicher Wesen.«

»Hast du dir über die beiden schon mal Gedanken gemacht?«

»Mehr als einmal.«

»Was ist dabei herausgekommen?«

»Nicht viel«, gab ich zu.

»Also gar nichts.«

»Ja.«

»Die beiden sahen ja nur seltsam aus«, gab Suko zu. »Und sie sind in der Nacht wie Traumwesen erschienen, als hätten sie ihre Zweitkörper entwickelt. Du verstehst, auf was ich hinauswill?«

»Allmählich, aber sprich weiter.«

»Kennen wir nicht jemand, der ein ähnliches Schicksal auf seinen Schultern trägt?«

Ich runzelte die Stirn. Meine Überlegungen dauerten Suko zu lange, deshalb gab er die Antwort. »Barry F. Bracht. Auf der einen Seite seines Lebens arbeitet er als Lektor, auf der anderen Seite ist er Zebuion, der Schattenkrieger. Dann wird sein Traum Wirklichkeit, dann verwandelt er sich in den Kämpfer, und ich habe den Eindruck, als gäbe es bei Jolanda und Rob das gleiche Phänomen.«

Als Suko geendet hatte, mußte ich erst einmal nachdenken. Natürlich kannte ich Barry F. Bracht, ich wußte auch von seinem außergewöhnlichen Zustand. Er war dieser Schattenkrieger, wenn er

einem bestimmten Traum nachging. Dann schaffte er es tatsächlich, in andere Welten zu tauchen und dort das Böse zu bekämpfen. Wer gab mir die Garantie, daß er es nur als Einzelperson schaffte? Niemand. Es konnte durchaus andere Personen geben, die mit dem gleichen Schicksal zu kämpfen hatten.

»Na?«

»Nicht schlecht, Suko.«

»Meine ich doch. Zwei Menschen, die tagsüber völlig normal leben und sich von anderen nicht unterscheiden. In der Nacht aber ihrer eigentlichen Aufgabe nachgehen. Was diese Aufgabe genau ist, wissen wir nicht. Da müssen wir noch nachhaken, und sie werden es uns sicherlich mitteilen, wenn wir mit ihnen Kontakt haben.«

»Das hoffe ich.«

Kommissar van Steen kehrte zurück. Seinem Gesicht sahen wir an, daß er uns keine guten Nachrichten brachte. Er ließ sich seufzend auf seinen Stuhl fallen und hob die Schultern. »Ich habe telefoniert, aber ich muß eingestehen, daß ich mir diese Telefonate hätte sparen können. Es gibt Pläne, das steht fest, nur keine uralten aus den Gründungstagen dieser Stadt. Da hat man mich sogar ausgelacht, als ich mich danach erkundigte. Diesen Tunnel werden wir nur durch einen Zufall finden können. Es muß ein Ort sein, wo sich etwas konzentriert hat, das möglicherweise in einer bestimmten Verbindung zur Vergangenheit dieser Stadt steht. Möglicherweise ist damals etwas geschehen, das noch bis in die heutige Zeit wirkt.« Er schüttelte den Kopf. »Ach, verdammt noch mal, ich weiß es auch nicht! Ich gebe ehrlich zu, daß ich an meine Grenzen gestoßen bin. Mit Logik kommen wir hier nicht weiter.«

»Da hast du leider recht«, stimmte ich ihm zu.

»Aber unternehmen müssen wir etwas.«

»Wir brauchen die vollen Namen der beiden Kämpfer«, sagte ich. »Wir müssen herausfinden, wo sie wohnen. Wir werden nicht daran vorbeikommen, Telefon- und Adreßbücher zu wälzen und uns die Namen herauszusuchen, die eben…«

Van Steen winkte ab. »Weißt du eigentlich, John, wie viele Robs und Jolandas es hier in der Stadt gibt?«

»Nein, ich kann es mir nur vorstellen. Es sind viele.«

»Zu viele, John.«

»Irgendwo müssen wir beginnen. Oder hast du einen besseren Vorschlag.«

Van Steen stützte das Kinn auf den Ellbogen. »Ich habe viele Vorschläge, aber keiner ist besser oder erfolgversprechender. Ich habe auch daran gedacht, durch die Grachten zu fahren, auf der Suche nach einem dieser frei umherschwimmenden Monstren. Vielleicht könnten wir es dann verfolgen. Es ist doch möglich, daß es in diesen

verfluchten Tunnel zurückkehrt, in den man dich geschafft hat, John. Aber ich habe den Gedanken wieder fallenlassen, das alles bringt nichts, und wir müssen schnell konkrete Ergebnisse vorweisen. Der Tunnel kann überall sein, Amsterdam ist riesig, es gibt mehr als achthundert Brücken, und mit den Grachten kommt auch nicht jeder zurecht. Ich sehe für die Zukunft zwar nicht schwarz, aber dunkelgrau.«

»Dann erhellen wir sie«, sagte Suko.

»Hast du die Lampe?«

»Noch nicht.« Der Inspektor stand auf. »Aber hier in dieser Bude möchte ich auch nicht bleiben. Ihr etwa?«

Wir schüttelten die Köpfe und erhoben uns ebenfalls. Mit wenig guten Gedanken verließen wir die Polizeistation…

***

Jolanda und Rob hatten es geschafft und sich aus dem Betrieb der Stadt wieder in ihre Wohnung zurückgezogen. Die kleinen Räume waren für sie ein Nest, in dem sie sich wohl fühlten, das ihnen gefiel und auch einen entsprechenden Schutz bot.

In der Küche stand Jolanda und kochte frischen Kakao. Eigentlich ein Anachronismus, wenn man bedachte, zu was diese Frau und auch ihr Begleiter fähig waren, aber das war die andere Seite ihres Lebens, die dunkle und geheimnisvolle.

Tagsüber gingen sie ihrem Beruf nach. Sie waren Agenten, Vermittler, sie lebten von ihren Beziehungen und vom Telefon. Wer immer etwas brauchte, sei es einen Tapezierer für die Wohnung oder jemand, der die Hunde einer alten Frau spazierenführte und noch nebenbei einkaufte, sie waren bei Jolanda und Rob an der richtigen Adresse, denn sie vermittelten fast alles.

Zur Zeit machten sie allerdings Urlaub, was jeder, der anrief, auf dem Beantworter hören konnte. Ihr zweites Leben hatte einfach zu stark in das erste hineingestrahlt, so daß sie diesem Vorrang geben mußten.

Noch immer wußten sie nicht so recht, was eigentlich genau ablief. Sie hatten den Weg in diesen verfluchten Tunnel gefunden, sie hatten dort die lebenden Leichen gesehen, die so hungrig auf Menschen waren, aber sie forschten noch immer nach den Gründen, die wohl, davon gingen sie aus, tief in der Vergangenheit liegen mußten.

Mit den beiden Tassen in den Händen ging Jolanda zum Tisch und setzte sich. Sie lächelte, als sie das ernste Gesicht ihres Partners sah. »Sieht es denn so schlimm aus?«

»Ich weiß es nicht.«

»Zumindest sind die beiden Engländer in der Stadt eingetroffen und haben dabei schon für Furore gesorgt. Der Schattenkrieger hat uns einen guten Tip gegeben.«

Rob verzog das Gesicht, weil er sich beim ersten Schluck die Lippen verbrüht hatte. »Heiß…«

»Zu heiß?«

»Es ist meine Schuld.« Er trank jetzt vorsichtiger und nickte, weil ihm der Kakao gut schmeckte. »Um noch einmal auf Sinclair und seinen Freund Suko zurückzukommen, sie haben sich erfolgreich gewehrt, das konnten wir ja beobachten, nur wird sie das keinen einzigen Schritt voranbringen, denke ich.«

Jolanda überlegte. Beide Hände hielt sie um die Tasse geklammert, als wollte sie sich daran wärmen. »Ja, im Prinzip stimme ich dir zu. Es ist ein Monstrum weniger. Aber wie viele werden noch in die Grachten schwimmen, ohne daß wir etwas dagegen unternehmen können, weil wir einfach nicht in das Zentrum hineingelangen.« Sie seufzte. »Die Stadt steht auf einem dünnen Brett, das jeden Augenblick zusammenbrechen kann, um alles zu verschlingen.«

»Das wissen wir, Jolanda. Ich frage mich nur, wie du es den anderen beibringen willst, und zwar den Menschen, die dafür verantwortlich sind und etwas unternehmen könnten.«

»Wen meinst du damit?«

»Die Offiziellen. Die Stadträte, die Politiker und so weiter!« Er schüttelte den Kopf, als er Jolandas Lächeln sah. »Ich weiß, daß es nicht so ist oder werden wird, wie wir es uns vorstellen. Niemand würde uns glauben, die beiden Engländer ausgenommen, und deshalb werden wir zusehen, daß wir sie so rasch wie möglich treffen.«

»Wo?«

»Das läßt sich herausfinden, ist nicht das Problem.«

»Wie soll es dann weitergehen?«

»Wir müssen das Zentrum gemeinsam finden.« Robs Stimme bekam einen beschwörenden Klang. »Auch wenn du mich für einen Spinner hältst, ich bin nach wie vor davon überzeugt, daß unser Tunnel mit dem eigentlichen Zentrum nichts zu tun hat. Es liegt woanders. Es muß ein Ort des Bösen sein, ein Areal dämonischer Kräfte, die Zeit genug gehabt hatten, sich sammeln zu können, und die jetzt freizukommen versuchen.«

»Du meinst nicht die gierigen Monstren?«

»Überhaupt nicht. Sie sind nur das Beiwerk, sie sind die grausame Staffage, und sie sind zuerst freigekommen und entlassen worden, um die Lage zu sondieren.«

»Kein Widerspruch.«

»Deshalb müßten wir uns von ihnen zum Zentrum führen lassen«, sagte Rob leise.

»Dann finde sie.«

»Das ist das Problem.«

»Für uns?«

Rob lächelte milde. »Am Tage schon. Wir haben es bisher nicht geschafft, uns in den Zweitzustand versetzen zu können, wenn es hell ist. Wir müssen auf die Nacht warten.«

»Wie auch Sinclair.«

»Kann sein, obwohl ich ihn zuvor treffen will.« Er räusperte sich. »Weißt du, ich möchte ihn dabeihaben, wenn es zu unserer Verwandlung kommt. Er soll an unserer Seite sein, vielleicht gelingt es uns mit seiner Hilfe, in das Zentrum einzudringen, von dem wir noch immer nicht wissen, ob es überhaupt so existiert, wie wir es uns vorstellen. Ich gehe einfach davon aus, daß es einen Antrieb gibt, eben dieses Böse, das wie ein Motor ist und seine Helfer antreibt.«

Jolanda sah nachdenklich aus, als sie überlegte. »Weißt du, daß die Bescheid wissen?«

»Wer?«

»Die hungrigen Leichen. Sie wissen, wen sie als Feind vor sich haben, Rob.«

»Das stimmt.«

»Rechnest du nicht damit, daß sie uns ebenfalls jagen werden. Daß sie eine Mauer zwischen den Engländer und uns aufbauen, damit es auf keinen Fall zu einer Verbindung kommt.«

Rob nickte zweimal. »Weißt du eigentlich, daß ich darauf warte, Jolanda?«

»Ich glaube dir.«

»Aber sie haben sich nicht gezeigt. Zumindest nicht am Tage. Mit unseren Zweitkörpern gelingt uns der Sprung in den Tunnel, dort können wir sie dann mit unseren Waffen zerstören, aber sie wachsen sofort wieder nach, denn diese Welt baut sich erneut auf. Alles ist nur Illusion, eine verfluchte magische Illusion, in der man uns beide praktisch zum Narren hält, als wollte man uns die eigene Hilflosigkeit immer wieder vor Augen führen.«

Jolanda war beinahe entsetzt über diese Worte. »So habe ich dich noch nie reden hören.«

»Es ist doch so.«

»Ich widerspreche auch nicht.« Sie drehte die hohe Tasse. »Trotzdem bin ich nicht so pessimistisch wie du, Rob.«

»Warum nicht?«

»Weil wir nicht mehr allein stehen. Du kannst davon ausgehen, daß wir uns verdoppelt haben. Wir sind jetzt zu viert, Robby. Nur so können wir gegen diesen Alten Feind angehen. Und ich bezeichne ihn bewußt so. Er ist nicht nur alt in eigentlichem Sinne, er ist vielleicht der Alte Feind der Menschheit.«

»Kannst du da konkret werden?«

»Ja, die Hölle.«

Rob schüttelte den Kopf. »Ich weiß es nicht, Jolanda. Wer kann

schon die Hölle erklären?«

»Das will ich auch nicht, weil sie zu facettenreich ist. Wir können uns als Menschen keine Vorstellung von ihr machen, da sie über unser Begriffsvermögen geht. Aber sie selbst oder das Böse hat Abkömmlinge geschaffen, Derivate, und sie können und müssen wir bekämpfen, denn das ist für uns Wissende so etwas wie eine heilige Pflicht. Auch wenn du jetzt lächelst, weil es sich etwas pathetisch anhört, aber ich denke schon, daß ich damit nicht unrecht habe.«

»Ich amüsiere mich nicht über dich, Jolanda, ich freue mich, daß du so denkst.«

»Dann bin ich zufrieden.« Jolanda erhob sich. »Wo willst du hin?«

»Wollten wir nicht John Sinclair und seinen Kollegen treffen?«

»Okay. Du weißt, wo sie sich aufhalten?«

»Nein, aber ich kenne den Namen eines gewissen Kommissars. In der Zeitung stand, daß er van Steen heißt.«

»Dann ruf ihn an.«

»Werde ich auch.«

Jolanda verschwand im Nebenraum. Der Zurückgebliebene hörte ihre Stimme, verstand aber nicht, was sie sagte. Er erfuhr es, als Jolanda zurückkehrte.

»Der Kommissar ist unterwegs. Mehr hat man mir nicht gesagt.«

»Und weiter?«

»Ich weiß, wo Sinclair und sein Freund wohnen. Wir müssen ins Hotel ›The Grand‹.«

Rob stand auf. »Das wollte ich immer schon mal von innen sehen.«

»Kannst du.«

Beide streiften sich die gefütterten Jacken über, verließen ihre Wohnung und schlossen ab.

Über ihnen wohnte niemand mehr. Es gab nur eine schmale Stiege, die zu einem Spitzbogen führte. Bevor die schmale Treppe nach unten begann, mußten sie zwei Schritte über eine Plattform gehen, bis sie die erste Stufe erreichten. Die Plattform selbst war durch ein Holzgeländer zum Treppenschacht hin gesichert. Rob lehnte sich dagegen und schaute in die Tiefe.

»Hast du was?« fragte Jolanda ihn.

Er hob die Schultern. »Ich weiß nicht so recht. Irgendwie gefällt mir die Situation nicht.«

»Wieso?«

»Es ist so ruhig.«

»Zu ruhig?«

»Ja.«

»Die Bewohner hier sind zur Arbeit gegangen und…«

Rob drehte sich um. Er hatte den Schlüssel in die Tasche gesteckt, holte ihn jetzt wieder hervor und öffnete die Wohnungstür. Jolanda

wartete im Flur, bis ihr Partner zurückkam. Erstaunt schaute sie auf die beiden Waffen in seinen Händen. Er überreichte ihr die Lanze. »Nimm sie an dich.«

»Aber… aber was soll ich damit?«

»Dich verteidigen.«

»Gegen wen? Wir haben die Waffen nur mitgenommen, weil wir wußten, daß die nächtliche Reise bevorsteht.«

»Das weiß ich alles, Jolanda, aber in diesem Fall verlasse ich mich auf mein Gefühl.«

»Und was sagt dir das?«

»Daß wir nicht mehr allein sind. Sie sind hier, die anderen. Sie haben uns gefunden…«

***

Die blonde Jolanda sagte nichts. In der herrschenden Stille hatten die Worte ihres Freundes noch unheimlicher und auch irgendwie drängender geklungen. Sie brauchte nur in sein Gesicht zu sehen, um zu erkennen, daß er nicht scherzte. Zischend stieß sie den Atem aus. Die Lanzenspitze schimmerte wie ein Spiegel. »Und du bist sicher, dich nicht getäuscht zu haben? Hundertprozentig sicher?«

Rob hob die Schultern. »Was heißt hundertprozentig? Ich gehe mal davon aus.«

»Hast du denn etwas gehört?«

»Auch nicht.«

»Dann gehst du nur deinem Gefühl nach?«

»Fast, aber auch die Logik sagt mir, daß wir auf der Abschußliste stehen. Schließlich sind wir es, die gewisse Steine ins Rollen gebracht haben. Wer immer auch hinter den Dingen steht, wer immer dieses Böse ist, es muß sich jetzt zeigen, es muß aus seinem Loch hervorkommen, und es muß versuchen uns auszuschalten. Bisher haben wir die hungrigen Leichen nur in unseren Wahrträumen und auf unseren Reisen erlebt. Das wird sich von heute an ändern.«

Jolanda war ebenfalls an das Geländer getreten und deutete in die Tiefe.

»Du rechnest also damit, daß sie ihren Tunnel verlassen haben, um dieses Haus hier zu besetzen.«

»Ja. Sie müssen etwas tun.«

»Und wie sollen sie hergekommen sein?«

»Das ist einfach. Nicht weit entfernt liegt ein Kanal. Es gibt von dort eine Verbindung zu unserem Haus, und zwar die Abwasserkanäle. Das ist ihre Verbindung. Hier gibt es zwar keine richtigen Keller, in denen wir etwas aufbewahren können, aber entsprechende Räume sind schon vorhanden.«

»Da willst du nachschauen.«

»Falls sie uns nicht schon vorher begegnen. Ich habe zwar noch keinen Beweis, aber ich verlasse mich voll und ganz auf mein Gespür. Das reagiert in diesem Fall positiv.«

Jolanda enthielt sich eines Kommentars. Sie konnte ihren Partner verstehen, aber seine Handlungen noch nicht nachvollziehen. Im Prinzip jedoch zahlte einzig und allein der Erfolg, und den mußten sie erringen, sollte Amsterdam nicht untergehen.

Sie ließ Rob den Vortritt. Die Treppen waren nicht nur schmal, sondern auch steil wie eben in vielen Häusern der Niederlande üblich. Wer daran nicht gewöhnt war, geriet leicht ins Stolpern.

Die Wände waren beigefarben gestrichen, das Holz der Stufen zeigte eine dunkelbraune Farbe.

Rechts von ihnen befand sich das Geländer, an dem sich die beiden festhielten. Hin und wieder warfen sie einen Blick in den Treppenhausschacht, ohne aber in der Tiefe eine verdächtige Bewegung sehen zu können. Auch von den anderen Bewohnern betrat niemand den Flur, und kein fremdes Geräusch störte sie.

Auch Jolanda und Rob bemühten sich, möglichst leise zu sein. Wenn jemand lauerte, sollte er sie so spät wie möglich bemerken, denn die Überraschung sollte auf ihrer Seite liegen.

Sie erreichten die zweite Etage, ohne daß sich etwas ereignet hatte. Auf Robs Stirn lagen kleine Schweißperlen. Sein sowieso schon hart wirkendes Gesicht wirkte plötzlich wie neu geschmiedet. Da regte sich kein Muskel unter der Haut, und die Pupille des linken Auges sah aus wie ein dunkler Eiskreis.

»Sieht ja gut aus…«

Rob nickte. »Noch…«

Er ging weiter. Seine rechte Hand lag auf dem Geländer. Sie strich so vorsichtig darüber hinweg, als bestünde es nicht aus Holz, sondern aus der glatten Haut einer Frau.

Jolanda blieb dicht hinter ihm. Sie schaute gegen Robs breite Schultern, sie sah auch hin und wieder den blanken Stahl der beidseitig geschliffenen Waffe, die Rob im Kampf meisterlich beherrschte. Das hatte sie einige Male gesehen und erlebt, nur war ihnen ein richtiger Erfolg nicht vergönnt gewesen.

In der ersten Etage stoppten sie wieder. Zwei Personen, die beinahe die gesamte Breite des Treppenabsatzes einnahmen, und wieder peilten sie in die Tiefe.

Stille.

Kein Atmen, kein Keuchen, und die Spannung fiel zumindest von Jolanda etwas ab. Sie hoffte intensiv, daß sich Rob geirrt hatte, denn Jolanda ging davon aus, daß sie persönlich während ihrer zweiten Existenz stärker waren.

Rob drehte den Kopf, sah sie mit seinem einen Auge an und sagte

sehr leise: »Und jetzt noch den Rest.«
»Nur bis zur Tür oder noch in den Keller hinein.«
»Bis ganz unten.«
»Ich gehe mit.«
Sie stiegen weiterhin so leise wie möglich die Stufen hinab, und wieder nahm die Spannung bei ihnen zu. Auf ihrem Körper spürte Jolanda die Gänsehaut, die sich wie eine kalte Schicht gebildet hatte. Auch sie überkam plötzlich ein Gefühl, daß nicht alles mehr stimmte und Rob mit seiner Vermutung recht behalten könnte. Daß die Feinde den Weg gefunden hatten und darauf lauerten, an sie, an ihre Körper, an ihr Fleisch heranzukommen.
Diese Wesen waren einfach das Schlimmste, was sich ein Mensch nur vorstellen konnte. Sie wollten nicht nur töten, sie wollten ihr Opfer auch noch…
Jolanda dachte nicht mehr weiter, denn vor ihr war Rob stehengeblieben und hatte einen Finger auf seine Lippen gelegt. Dabei drehte er wieder den Kopf. »Da ist was…«
Die Blonde beugte sich etwas vor. »Wo denn?«
Er deutete die Stufen der letzten Treppe hinab, die im Erdgeschoß endete. Links befand sich die Haustür. Sie besaß oben eine schmale Glasscheibe, durch die das Licht des Tages sickerte. Es war nicht mehr so sonnenprall wie in der Vergangenheit, sondern etwas dunkler und grauer geworden.
»Ich sehe nichts.«
»Sie zeigen sich auch nicht, aber ich spüre, daß sie den Bereich des Kellers schon verlassen haben.«
»Und wo sind sie jetzt?«
Der Einäugige hob die Schultern. Er wollte sich keiner konkreten Aussage stellen, aber die Spannung war in ihm hochgestiegen wie die Quecksilbersäule eines Thermometers im Hochsommer.
Dieses Haus hatte es in sich. Es hatte zu einer Falle für sie beide werden sollen, und er war froh, dies noch früh genug entdeckt zu haben. Auch die letzte Stufe ließ er hinter sich und stand auf den dunklen Steinfliesen des Flurs, wo er allein blieb und nicht angegriffen wurde. Neben ihm blieb auch Jolanda stehen. »Nichts«, sagte sie flüsternd. »Das kann man nicht sagen.«
»Ich sehe aber nichts.«
»Sie sind da!« behauptete Rob steif und fest. Er drehte sich auf der Stelle, als könnte er so andere Dinge erkennen, die ihm zuvor verborgen geblieben waren.
»Außerdem ist es mir hier zu dunkel«, wisperte Jolanda. »Man sieht kaum den Einstieg zum Keller.«
Die letzten Worte waren für Rob so etwas wie ein Startzeichen, denn er bewegte sich auf einen Ort unter dem Treppenabsatz zu, wo in die

Wand hinein eine Stahltür gebaut worden war. Sie stellte den Eingang in die Tiefe dar. Rob wußte genau, daß sich hinter der Tür eine alte Leiter befand, schon angerostet, aber durchaus funktionstüchtig. Er wollte die Stahltür nicht öffnen, sondern sich zunächst einmal von etwas Bestimmten überzeugen. Dazu beugte er sich vor, damit er das Schloß genau sehen konnte, und seine Lippen preßten sich für einen Moment sehr hart zusammen, denn er hatte erkannt, daß diese Tür nicht verschlossen war.

Das normale Vorhängeschloß war einfach nur in die Riegelöffnung eingehängt worden. Eine Täuschung für ein kurzes Hinsehen.

Er richtete sich wieder auf.

»Was hast du gesehen?«

»Sie sind da, Jolanda, sie müssen einfach hier im Haus sein. Ich habe mir das Schloß angeschaut, es ist nicht verschlossen, verstehst du das? Nicht verschlossen!«

»Ein Beweis ist es noch nicht.«

»Stimmt. Nur bin ich sicher, daß wir den auch noch bekommen werden. Hoffentlich wird es nicht zu schrecklich.«

»Was willst du tun? Warten? Die Kellertür öffnen…?«

»Es gibt noch eine dritte Alternative.«

»Welche denn?«

»Ich schaue mich draußen um.«

»Und was mache ich?«

»Du hältst hier die Stellung. Solltest du irgend etwas sehen, dann rufe mich.«

»Geht in Ordnung, Rob. Nur eine Frage habe ich noch. Was interessiert dich da draußen so sehr?«

Er lächelte knapp. »Wie du weißt, kann man von dort durch einen zweiten Eingang in den Keller.«

»Aber nur über die Rutsche.«

»Spielt das eine Rolle? Für die hungrigen Leichen bestimmt nicht.« Er näherte sich der Haustür. »Ich bin gleich wieder da. Halte die Ohren steif.«

»Keine Sorge, das packe ich schon.«

Es gefiel Jolanda nicht sonderlich, daß sie warten mußte, auf der anderen Seite gab sie ihrem Partner recht. Sie befanden sich in einer Situation, wo jeder seine persönlichen Ambitionen der Sache wegen zurückstellen mußte.

So wartete sie in der Stille.

Eine Stille, die ihr nicht gefiel, weil sie so gar nicht zum Tag paßte, und eher für die Nacht gereicht hätte. Sie war belastend, die Stille drückte, sie glich schon einem Gefängnis mit sehr dünnen, aber dennoch starken Mauern, die Jolanda aus eigener Kraft nicht zerstören konnte. Sie erschrak, als sie hörte, daß jemand vor der Tür

stehenblieb.
Das war nicht Robby!
Jolanda trat einen Schritt zurück, um nicht sofort vom Licht getroffen zu werden, wenn jemand die Tür öffnete. Sie wurde sehr langsam aufgedrückt, und Jolanda hörte dabei eine leicht wütend klingende Frauenstimme, die sie trotzdem beruhigte, denn es war die Witwe, die in der ersten Etage lebte und nun vom Einkaufen zurückkehrte. Sie ging jeden Tag los, um Lebensmittel oder andere Dinge zu kaufen, und sie verstaute die Sachen in einem kleinen Wagen, der so konstruiert worden war, daß er auch die Treppenstufen hochgezogen werden konnte.
Bevor die Frau erschrecken konnte, trat Jolanda nach vorn. »Hallo«, sagte sie.
»Ach, Jolanda.«
»Warte, ich helfe dir.«
»Das ist nett. Ich bin eben nicht mehr die Jüngste.«
Jolanda zog den Wagen in den Flur und brachte ihm auch bis zur Treppe.
»Laß mal, Jolanda, den Rest schaffe ich allein.« Die Nachbarin zerrte ihre Pudelmütze von den Haaren weg und schüttelte sie. »Es ist saukalt geworden.«
»Stimmt.«
»Für morgen haben sie Schnee angesagt.« Die Frau schüttelte sich. »Das wird schlimm, denn der Boden ist hart gefroren, und da bleibt das Zeug natürlich liegen. Was machst du eigentlich hier, Jolanda?«
»Ich warte auf Rob. Er hat mir versprochen, schnell zurück zu sein. Er wollte nur etwas besorgen.«
Die Frau nickte. »Recht hast du, Kind. Es reicht auch, wenn sich einer in der Kälte aufhält.« Sie begann damit, ihren Wagen die Treppe hochzuziehen. Die großen Räder mit den Gummireifen erleichterten ihr die Arbeit.
Jolanda blickte ihr nach. Die ältere Frau und auch die anderen Bewohner ahnten nichts von dem Schrecken, der der Stadt und ihren Menschen drohte. Noch lebte und atmete Amsterdam wie immer. Auch wenn über die Kälte geschimpft wurde, man nahm sie hin, denn sie gehörte einfach zum Winter.
Hoffentlich gelang es ihnen, diese verfluchte Pest der hungrigen Leichen zu stoppen, damit die Ruhe nicht mehr trügerisch, sondern wieder normal war.
Sie hörte, wie die Frau ihre Wohnungstür aufschloß und dabei mit sich selbst sprach. Jolanda war beruhigt. Sie wandte sich wieder ab. Die Haustür war nicht ganz ins Schloß gefallen. Irgendein hereingeschleppter Stein hatte sie aufgehalten und sich genau unter den Türspalt geklemmt. Helligkeit fiel in den kleinen Flur.

Dieser Streifen erreichte auch die Tür der sich hier unten befindlichen Wohnung. Scheinbar desinteressiert schaute Jolanda hin - und zuckte plötzlich zusammen, bevor sie starr auf der Stelle stehenblieb und nicht mal mit der Wimper zuckte.

Sie hatte etwas gesehen!

Es war ein dunkler Fleck, eine Lache, die sich unter der Tür ausbreitete.

Jolandas Puls raste. Sie spürte plötzlich das Brennen in ihren Augen, und sie wollte auch nicht hingehen, um nachzuprüfen, ob die dunkle Flüssigkeit tatsächlich Blut war.

Sie wußte, daß es nicht anders sein konnte.

Ein Schatten verdunkelte für einen Moment den Lichteinfall. Jemand zog die Tür auf, dann stand Rob im Flur.

Er wollte etwas zu Jolanda sagen, sah ihren starren Gesichtsausdruck und änderte seine Wortwahl, während er einen gleitenden Schritt auf sie zutrat.

»Was ist passiert?«

Jolanda gab die Antwort durch ein Zeichen. Sie deutete auf die Wohhungstür.

Rob schaute nach. Noch in gebückter Haltung drehte er sich um. »Blut?« fragte er leise.

»Sieht so aus.«

»Weißt du, was da geschehen ist?«

»Nein, Rob, nein.« Sie hob die Schultern. »Ich bin fast soweit, daß ich es gar nicht wissen will.«

»Kann ich mir vorstellen, aber ich schaue nach.«

Jolanda nickte nur.

Rob trat dich an die Tür heran. Er nahm die Waffe, kantete sie und drückte sie in den Spalt zwischen Tür und Rahmen. Dann benutzte er sie als Hebel, und er setzte schon eine gewisse Kraft ein, um die Tür aufbrechen zu können.

Jolanda und er hörten das Knirschen. Allmählich gab das Holz nach, es würde in den nächsten Sekunden brechen, noch ein Ruck, dann war die Tür offen.

Aber Rob hatte Schwierigkeiten, sie aufzuschieben, weil ein Hindernis im Weg war. Er fluchte leise, Jolanda half ihm bei der Arbeit, wobei sie darauf achtete, nicht in die Blutlache zu treten, und dann hatten sie es geschafft.

Sie sahen auch das Hindernis, das ihre Arbeit so stark erschwert hatte.

Es wirkte wie ein Klumpen, was es nicht war, denn dicht hinter der Tür lag zusammengerollt der leblose Körper eines Menschen…

***

»Keinen Schritt weiter!« flüsterte Rob, der den Mund geöffnet und tief Luft geholt hatte.

»Schon gut.« Jolanda ging von der Tür weg. Sie wollte plötzlich mit diesem Grauen nichts mehr zu tun haben. Sie wünschte sich weit weg, und sie mußte daran denken, wer in dieser Wohnung gelebt hatte. Eine junge Frau, die ihre beiden schulpflichtigen Kinder von sieben und acht Jahren allein erzog.

Die Kinder waren in der Schule, und die Frau hielt sich am Morgen immer im Haus auf, weil ihr Dienst erst am Abend begann. Da jobbte sie in einer Grillstube. Als Aufpasserin erschien zumeist die Mutter, die mit den beiden Kindern gut zurechtkam.

»Ich gehe hinein!« wisperte Rob.

»Ich auch.«

Er schaute zurück. In seinem linken Auge schien ein dunkles Feuer zu lodern, falls es so etwas überhaupt gab, aber Jolanda hatte einfach den Eindruck. Rob stand unter Dampf, bei ihm war etwas gerissen. Sicherlich hatte er den gleichen Gedanken verfolgt wie auch Jolanda, aber Tätern wie den hungrigen Leichen machte es eben nichts aus, zwei Waisen zu hinterlassen.

Zuerst bückte er sich und schob den Körper ein Stück nach innen. Dabei konnte er ihn genauer sehen. Seine Stimme klang um eine Idee erleichterter, als er Jolanda Bescheid gab. »Es ist nicht die Mutter der beiden, sondern die Großmutter.«

Sie sagte nichts, nahm es nur zur Kenntnis. Auch im Innern hatte sich die Blutlache ausgebreitet, dort war sie sogar noch größer. Rob zerrte den Körper tiefer in den schmalen Flur, in dem es trotz der hellen Tapeten düster war.

Sie wollten auch kein Licht machen. Gebückt stehend holte Rob ein Feuerzeug hervor, ließ den Arm nach unten gleiten und schnickte das schmale Instrument an.

Im Licht der Flamme waren die drei schrecklichen Wunden zu erkennen.

Noch schlimmer erschien Rob das Gesicht der Frau. Es zeigte einen Ausdruck, den er nicht beschreiben konnte. Die Tendenz aber wies auf einen unsagbaren Schrecken hin. Wer immer hier eingedrungen war, er hatte einfach grausam gewütet.

»Schau am besten nicht hin«, sagte Rob Exxon, als er das Feuerzeug wieder wegsteckte.

»Was ist…?«

»Es müssen die hungrigen Leichen gewesen sein.«

»Wie sind sie hereingekommen?«

Rob wies auf die Tür. »Vielleicht von dort. Sie können ganz normal geklopft oder geklingelt haben. Wer von uns kann denn schon sagen, wie weit sie sich der normalen Menschheit angepaßt haben?«

Jolanda schaute sich sichernd um und hielt die Lanze stoßbereit. »Und wo sind sie jetzt?«

»Das frag lieber nicht.«

»Denkst du noch, daß sie sich hier in der Wohnung versteckt halten? Denkst du das, Rob?«

Für einen Augenblick preßte er die Lippen zusammen und schaute auf seine Füße. »Ja, verdammt, das denke ich. Und ich werde die Wohnung bis in den hintersten Winkel durchsuchen.«

»Ich bin dabei.«

»Rechne mit dem Schlimmsten«, flüsterte er ihr zu. »Sei vor allen Dingen wachsam.«

»Keine Sorge, das werde ich.«

Spuren, die von dem oder den Mördern hinterlassen worden waren, fanden sie nicht. Sie schauten im Schlafraum nach, der leer war, sie durchsuchten den Wohnraum, sie interessierten sich auch für das Bad, in dem sie ebenfalls keine Killer entdeckten, aber es blieb noch ein Zimmer, und zwar das der Kinder.

Sie brauchten nichts zu sagen, sie schauten sich nur an und nickten. Wenn sich die Täter noch in der Wohnung aufhielten, dann kam nur dieser Raum in Frage.

»Jetzt!« sagte Rob, drückte die Klinke und stieß die Tür auf. Jolanda blieb in seiner unmittelbaren Nähe, so daß sie das sah, was auch er zu Gesicht bekam.

Beide wurden leichenblaß…

***

Als wir in das Hotel zurückkehrten, überraschte man uns nicht nur mit der Freundlichkeit, sondern auch mit einer Nachricht, die für den Kommissar hinterlegt worden war.

Van Steen wunderte sich, nahm den Umschlag in Empfang und riß ihn während des Gehens auf. Wir hatten uns neben einen der großen Blumenkübel gestellt und schauten ihm zu.

»Eines muß ich den Kollegen lassen, sie wissen immer, wo sie mich erreichen können.«

»Hast du denn gesagt, wo du hinwillst?«

»Nicht genau, Suko. Aber uns war bekannt, wo ihr absteigen würdet.«

Endlich las er die Nachricht. Van Steen hatte wohl mit diesem Text nicht gerechnet, denn er wurde blaß, noch während er las, und er schüttelte dabei den Kopf.

»Was ist denn los?« fragte ich.

»Das ist eigentlich für euch. Eine gewisse Jolanda und ein gewisser Rob haben hinterlassen, wo sie zu finden sind. Das sind doch genau die beiden die wir suchen.«

»Und ob sie das sind!« rief ich. »Wo müssen wir hin?«

»Gar nicht mal so weit von hier entfernt. Zwischen Amstel und einer der großen…« Er winkte ab. »Es hat sowieso keinen Sinn, wenn ich euch das erkläre. Wir müssen sofort los.«

»Zu Fuß?«

»Können wir auch, aber ein Taxi ist schneller. Ich habe meinen Wagen leider nicht dabei. Für ein Auto sind manche Straßen hier einfach nicht geschaffen.«

Wir eilten hinaus, fanden uns im Innenhof wieder, wo auch zwei Taxen standen. Der Kommissar winkte dem Fahrer zu. »Noch frei?«

»Und wo soll es hingehen?«

Beim Einsteigen nannte ihm van Steen die Adresse, was dem Mann mit der Ledermütze gar nicht gefiel. »Das ist heute eine Gurkerei. Ich muß einen Umweg fahren wegen der Baustelle.«

»Kommen Sie da nicht durch?«

»Ich darf nicht.«

»Sie dürfen!« Van Steen zeigte dem Mann seinen Dienstausweis. »Reicht das als Legitimation?«

»Immer doch.«

Wir fuhren los. Mein letzter Besuch in Amsterdam lag einige Jahre zurück, der Verkehr war sicherlich noch dichter geworden, und wir erlebten, was ein Taxifahrer können mußte, um sich in diesem Wirrwarr kleiner Straßen zurechtzufinden.

Unser Fahrer pfiff vor sich hin, und er pfiff vor allen Dingen auf gewisse Verkehrsregeln, so schien er Einbahnstraßen nicht zu kennen, und ich schloß mehr als einmal die Augen.

Es ging alles gut.

Auch an der Baustelle. Da rollten wir haarscharf an einem Außengerüst vorbei und mußten uns die berechtigten Schimpfkanonaden der Arbeiter gefallen lassen.

Der Fahrer lachte und fuhr weiter.

Wir waren weniger fröhlich, denn unsere Gedanken beschäftigten sich mit der Zukunft. Wenn wir schon gerufen wurden, dann ging der Fall möglicherweise in die entscheidende Runde, und da wollten wir natürlich mitmischen.

Wir hatten es hier mit hungrigen Leichen zu tun, mit Wesen, die noch schlimmer waren als normale Zombies, weil man sie durchaus als mutiert bezeichnen konnte und sie einer Macht oder Kraft dienten, von der wir noch nichts wußten.

»Wir sind da!« meldete der Fahrer.

Er hatte in einer Straße angehalten, die den Begriff Gasse verdiente. Die Häuser kamen mir hier kaum breiter als Handtücher vor. Van Steen zahlte die Rechnung, während Suko und ich die Haustür des in Frage kommenden Baus aufdrückten, in den Flur traten und schon

beim ersten Hinsehen die Blutlache entdeckten.
Da wußten wir, was die Stunde geschlagen hatte…

***

Es war ein helles, ein nettes, ein freundliches Kinderzimmer mit einem Etagenbett, zwei kleinen Schreibtischen, einem blau gestrichenen Hochschrank, viel Spielzeug, einer bunten Tapete und lustigen Comic-Aufklebern an der Fensterscheibe. Aus einer hölzernen Spielzeugkiste schaute der lange Hals eines Dinosauriers hervor. Er vertrug sich mit den Stoffpuppen und Tieren, die jemand ebenfalls in die Kiste gestopft hatte. Alles war kindgerecht zugeschnitten und vielleicht deshalb so nostalgisch, weil auch der Computer fehlte.

So sah das Zimmer der beiden Kinder beim ersten Hinschauen aus. Auf den zweiten Blick war die ganze Wahrheit zu erkennen. Da hatte das Grauen Einzug gehalten.

Drei hungrige Leichen hatten ihre Welt verlassen und sich diese vier Wände als neue Heimat ausgesucht. Innerhalb der freundlichen Umgebung wirkten sie noch abstruser und grausamer, denn sie warteten auf ein neues Opfer.

Ein Monstrum hockte auf dem oberen Bett. Das zweite hatte seinen Platz zwischen Schrank und Decke gefunden und sich dort geduckt, als bestünden seine Knochen aus Gummi.

Das dritte Monstrum hatte sich als Platz die Fensterbank ausgesucht, saß aber so, daß es den Raum überblicken konnte.

Daß sie eine schreckliche Tat gemeinsam begangen hatten, war auch zu sehen. Es gab keines der Monstren, das nicht blutbefleckt gewesen wäre.

Das Blut des Opfers klebte an den Händen, den Körpern und in den knochigen Gesichtern mit der dünnen, grünlichbraunen Haut.

Für die beiden Eindringlinge war es ein anderes Bild als das, was sie aus dem Tunnel gewohnt waren. Da hatten sie die hungrigen Leichen akzeptieren können, nicht aber in dieser Umgebung. Für sie war das Unaussprechliche in die Realität eingedrungen. Es berührte die beiden besonders stark, weil sie es im Kinderzimmer vorfanden, als wollten die drei Killerwesen damit mitteilen, daß sie auf nichts und niemand Rücksicht nahmen.

Jolanda fing sich als erste. Zumindest schaffte sie es, einen Kommentar abzugeben, doch mehr als ein »Gütiger Himmel« drang nicht aus ihrem Mund.

Der neben ihr stehende Rob Exxon sagte nichts. Er hielt die Lippen zusammengepreßt, nur sein Auge funkelte, und er bewegte seine linke Hand langsam auf die rechte zu, denn sie hielt den Griff der Waffe fest. Er umklammerte sie mit beiden Händen, so konnte er kräftiger zuschlagen und vernichten.

»Ich werde nicht allein gegen sie ankommen, Jolanda. Bist du bereit? Hast du dich soweit gefangen, daß…«

»Keine Sorge, das packe ich.«

»Okay.«

Von den hungrigen Leichen hatte sich nach dem Eintritt der beiden Menschen keine gerührt. Sie glotzten die beiden an, obwohl ihre Augenhöhlen leer waren, aber Jolanda und ihr Freund waren davon überzeugt, daß sie genau beobachtet wurden.

»Bleib du zurück«, murmelte der Einäugige, als er auf das Bett zuging.

Das Monstrum dort hatte er sich ausgesucht, und seine Bewegung wurde auch registriert, denn das Knochenwesen traf Anstalten, sich in die Höhe zu drücken.

Dazu wollte es Rob Exxon nicht kommen lassen.

Er startete urplötzlich und hoffte, schneller zu sein als das doch relativ kleine Monstrum. Er hörte keinen Schrei, die zuckenden Armbewegungen aber sagten ihm genug. Das Monstrum hatte die Hände hochgerissen, als wollte es sich gegen die Waffe mit der breiten Klinge schützen.

Die aber fegte schräg nach unten.

Als sie den Körper durchschnitt, war ein dumpfes Geräusch zu hören, als hätte jemand mit Handschuhen an den Fingern Beifall geklatscht. Plötzlich lagen zwei Teile auf dem Bett, und die Klinge hatte sogar die Decke geteilt.

Für einen Moment blieb Rob Exxon stehen. Ein gutes Gefühl durchströmte ihn deshalb, weil sich die beiden Teile der hungrigen Leichen nicht mehr zusammenfügten. Sie blieben gespalten, anders als im Tunnel, wo neue Leichen nachwuchsen.

Ein Schrei alarmierte ihn.

Es war nicht der Schrei nach Hilfe, er klang nach Wut und Zorn.

Er fuhr herum und sah seine Partnerin in Aktion. Das Monster auf dem Schrank hatte seinen Platz verlassen und war auf Jolanda zugesprungen.

Es hatte sie mit den Krallen packen und zerfetzen wollen, aber Jolanda war schneller gewesen.

Sie hatte blitzartig reagiert und aus der Drehung heraus ihre Lanze vorgestoßen. Dabei hatte sie den Schrei ausgestoßen, als sollte dieser die Waffe ins Ziel führen.

Und sie hatte getroffen.

Die kurze Lanze mit der relativ langen Spitze war in die Brust des Angreifers gefahren, hatte ihn durchbohrt und war am Rücken wieder ausgetreten.

Jolanda wuchtete die Gestalt hoch, sie fuhr dabei wieder herum, schrie und verließ sich auf die Fliehkraft, die es schaffte, den Körper

von der Waffe zu schleudern und gegen die Wand zu wuchten.

Er krachte genau gegen eine freie Stelle, und es sah so aus, als wollte er für die Dauer weniger Sekunden festkleben. Dann aber rutschte er nach unten, landete auf dem Holzboden, zuckte noch einmal und blieb starr liegen.

Jolanda hörte ein pfeifendes Geräusch.

Wieder drehte sie sich und sah, wie die Waffe ihres Freundes von oben nach unten raste.

Die Schneide traf den Hals der Kreatur.

Mit einem einzigen Hieb wurde der Kopf vom Körper getrennt und blieb liegen wie ein gebrauchter Fußball.

Aus - nichts mehr!

Keuchend stieß Jolanda den Atem aus. Ihre Augen brannten, sie kannte den Grund nicht. Sie fühlte sich erschöpft und trotzdem glücklich. Diesmal kriegten die drei hungrigen Leichen keinen Nachschub, das war anders als im Tunnel.

»Du warst gut«, hörte sie das Lob ihres Partners. »Du bist wirklich gut gewesen.«

Sie lachte nur.

Rob kam auf sie zu. Für einen Moment nahm er sie in die Arme, und Jolanda war dankbar für diese Sekunde, in der sie sich an diesen kräftigen Körper lehnen konnte. »Es ist ein Sieg, Jolanda, ein erster richtiger Sieg. Ich denke, daß es aufwärts geht.«

»Aber sie sind noch da.«

»Ich weiß, und wir werden sie finden.«

»Wann?«

»Nicht in der Nacht, sondern am Tag. In der Nacht können wir nicht viel erreichen, da erleben wir einen Traum, aber nicht die Realität, die so wichtig ist. In der Nacht sieht alles anders aus, wenn du verstehst. Da sind wir nicht wir selbst, da sind wir andere Wesen, da führen wir Scheinkämpfe durch, aber jetzt haben wir den ersten Erfolg errungen, weil sich die hungrigen Leichen unter die Menschen gewagt haben. Leider mußte die Frau sterben, damit wir einen ersten Erfolg erreichen konnten. Aber das ist der Anfang und nicht das Ende.«

Jolanda stimmte ihm durch ihr Nicken zu. Sie blickte zu Boden, wo die Reste der Monstren lagen.

Halbe Körper, ein Schädel, der noch immer so aussah, als würde der verzerrte Mund sie auslachen.

Es war ihr egal. Nur der Erfolg zählte. Und sie würden weitermachen, das stand fest.

»Waren es alle?« fragte sie.

Rob hob die Schultern. »Keine Ahnung. Ich denke mal, daß es alle waren, die sich hier in der Wohnung aufhielten. Wie viele von ihnen den Tunnel verlassen haben, kann ich nicht sagen. Eines aber steht

fest: Sie wollen nicht mehr in ihrer Welt bleiben und sich die Opfer in der normalen holen.«

»Wenn wir ihren Weg zurückverfolgen, müßten wir den Tunnel eigentlich finden können - oder?«

»Daran glaube ich auch.«

»Also gut, fangen wir an! Bevor wir die Polizei alarmieren, sollten wir schon nach Spuren Ausschau halten. Es gibt sicherlich welche, denke ich mir.«

»Das kann schon sein.«

Jolanda verließ als erste das Kinderzimmer. Sie war noch immer auf der Hut und hielt ihre Lanze stoßbereit, um einen Feind sofort aufspießen zu können.

Rob Exxon warf noch einen Blick zurück. Für einen Moment schüttelte er sich, denn er dachte daran, was alles hätte geschehen können, wenn es ihnen nicht gelungen wäre, die drei hungrigen Leichen zu vernichten.

Überhaupt wollte ihm der Begriff nicht in den Kopf. Hungrige Leichen!

Wo gab es denn so etwas! Weder er noch Jolanda hatten diesen Begriff erfunden, er kam aus einer anderen Richtung, er war fn der anderen Welt so etwas wie ein Dogma.

Jolanda war im schmalen Flur stehengeblieben. Sie schaute mit zuckenden Lippen auf das Blut. Die Lache war nahe der Tür am größten und hatte ihren Weg noch unter dem Spalt nach draußen gefunden.

Von dort hörte sie Stimmen und leise Tritte.

»Da ist jemand!« hauchte die Frau.

Rob ging vor und schob Jolanda zur Seite. Wer immer sich hier zeigte, er würde dem anderen einen entsprechenden Empfang bereiten, und er hielt seine Waffe wieder schlagbereit.

Stimmen jenseits der Tür. Rob lauschte. Nur Männerstimmen. Ihm zwar unbekannt, aber nicht drohend, und er spürte selbst, wie er sich allmählich entspannte.

Er ging zur Tür.

Noch vor der Blutlache blieb er stehen. Er legte die Hand um den Griff und zog die Tür erst langsam, dann aber mit einem heftigen Ruck nach innen.

Drei Männer starrten ihn an, und alle drei wirkten erleichtert, ebenso wie Rob Exxon.

Er lächelte.

***

Ich sah dieses Lächeln ebenso wie Suko und Kommissar van Steen, reagierte als erster, erwiderte den Gruß nicht nur, sondern sagte mit

halbwegs normaler Stimme: »Hallo, Rob, fein, daß wir uns auch unter diesen Umständen begegnen.«

Die Antwort dauerte einen Moment, »John - John Sinclair. Das ist gut, sehr gut.«

»Du tust, als wärst du überrascht.«

»Ein wenig schon.«

»Warum?«

»Das werde ich euch erzählen.« Er öffnete die Tür so weit wie möglich.

»Kommt erst mal rein.«

Im Hintergrund tauchte auch Jolanda auf. Sie lächelte mich und meine Begleiter an, aber dieses Lächeln gerann, da sich in unserer Nähe eine tote Frau befand und wir auch das Blut gesehen hatten.

Natürlich drängten sich uns Fragen auf. Wir stellten sie noch nicht, denn Rob Exxon führte uns in das Kinderzimmer, wo wir nahe der Tür stehenblieben, nach vorn schauten und die Reste der hungrigen Leichen betrachteten.

Jolanda und Rob ließen uns in Ruhe. Der Anblick mußte verdaut werden, besonders von dem Kommissar, der fahrig über sein blasses Gesicht wischte.

»Wir haben sie diesmal vernichten können«, erklärte Jolanda, »denn wir sind Realität gewesen. Wir waren keine Traumgestalten, wir haben als normale Menschen gekämpft und nicht als Zweitkörper oder Astralleibe. Du wirst es verstehen, John.«

»Sicher.«

»Aber ich nicht«, sagte der Kommissar. »Ich habe draußen eine tote Frau gesehen, ich sehe hier die zerstückelten Monster und bin nun mal ein Polizist, der nach einer Erklärung giert. Ich denke schon, daß dies legitim ist.«

»Es ist sein Job«, sprach ich Rob an.

»Das weiß ich. Zunächst einmal möchte ich festhalten, daß wir trotz allem noch Glück gehabt haben. So tragisch der Tod dieser Frau auch sein mag, es hätte schlimmer werden können, viel schlimmer, denn diese Wohnung ist normalerweise von einer Frau mit zwei schulpflichtigen Kindern belegt. Die Kinder sind noch in der Schule. Weshalb Ricarda Huys, so heißt die Mieterin, nicht anwesend ist, kann ich nicht sagen. Es war ihr Glück, sonst wären die Kinder jetzt Waisen.« Nach dieser Einleitung erfuhren wir, was hier genau geschehen war.

Natürlich war damit der Fall nicht erledigt. Auch uns drängten sich Fragen auf, und eine der wichtigsten stellte mein Freund Suko. »Mich würde interessieren, weshalb diese hungrigen Leichen ausgerechnet hier erschienen sind? Hat es mit euch zu tun? Haben Sie euch auf die Liste gesetzt?«

»Davon müssen wir ausgehen«, erwiderte Rob. »Sie spürten, daß wir stärker wurden, auch durch euer Kommen, und sie wollten uns so schnell wie möglich erledigen. Vielleicht war ihre Gier so stark, daß sie sich von unten nach oben hatten hochmorden wollen, ich weiß es nicht, es ist auch jetzt egal. Für uns darf eigentlich nur zählen, dass es sie nicht mehr gibt. Daß wir sie endlich vernichtet haben, und auf diesen Zeitpunkt haben wir lange gewartet.«

»Sie sind von irgendwoher gekommen«, sagte Suko.

»Das ist richtig.«

»Woher?«

Rob lächelte verloren. »Genau das ist das Problem. Jolanda und ich haben noch nicht die Zeit gehabt, es herauszufinden.« Er deutete ins Nichts.

»Aber es gibt hier einen Einstieg oder einen Ausstieg, je nachdem, wie man es sieht.«

»Im Keller?« fragte ich.

»Kann sein. Wir haben auch hier eine Abwasserversorgung, und da gibt es unter der Erde auch Verbindungen zu den Grachten.«

»Und zu dem Tunnel der hungrigen Leichen, nicht wahr?«

»Auch dazu, John.« Er lächelte schmal. »Zumindest hoffe ich das. Aber wir werden suchen müssen.«

Kommissar van Steen rieb sich die Augen. »Später. Zuerst muß die Leiche abgeholt werden. Die Kollegen werden die Spuren sichern und alles in die Wege leiten, was zu tun ist. Sie…«

»Das können sie machen, Ric«, unterbrach ich van Steen, »aber wir müssen nicht unbedingt dabeisein.«

Der Kommissar nickte. »Schon verstanden. Ihr wollt euch also jetzt auf die Suche begeben?«

»Ja.«

»Ich würde gern mitgehen…«

»Bitte, Ric, du weißt, daß wir dich nicht davon abhalten können, aber nimm zumindest einen Rat an. Bleib hier, rede du mit deinen Kollegen. Es ist einfach besser.«

»Warum denn?«

»Nichts gegen dich persönlich, aber wir sind besser ausgerüstet, um den Kampf gegen die hungrigen Leichen aufnehmen zu können. Es muß so etwas wie eine Zentrale oder ein Ziel geben. Keiner von uns weiß genau, wo es liegt.«

»Möglicherweise sogar in einer anderen Welt oder Dimension«, fügte Suko hinzu.

Das schluckte der Kommissar, ohne einen Kommentar abzugeben. Er selbst hatte ebenfalls seine Erfahrungen mit diesen Wesen sammeln können und war nur haarscharf mit dem Leben davongekommen. »Der Fall hat sich so entwickelt, daß ich euch recht geben muß«, resümierte

er.

»Wenn ihr wollt, dann werde ich die anderen Dinge übernehmen.«

»Danke.«

Wir verließen das Kinderzimmer, während der Kommissar nach einem Telefon suchte.

Es machte mir wirklich keinen Spaß, aber es mußte in diesem Fall sein, und so untersuchte ich die Tote, weil ich wissen wollte, wie sie gestorben war. So konnten auch wir uns darauf einstellen, was uns erwarten würde, falls wir den Tunnel fanden.

Als ich mich nach einer Weile erhob und in die Gesichter meiner Freunde schaute, konnte ich nur nicken. Ich wollte auch nicht mehr sagen, und Suko legte mir seine Hand auf die Schulter. »Ist schon okay, John, wir wissen Bescheid.«

Ich atmete tief ein und schaute zur Decke. »Ja, es ist okay, aber wir müssen sie finden. Sie dürfen keinen weiteren Mord mehr begehen. Was ich da gesehen habe, möchte ich lieber nicht beschreiben.«

Van Steen hatte telefoniert und trat zu uns. »Habt ihr schon einen Ausgangspunkt für eure Suche gefunden?« wollte er wissen.

»Ich nicht. Du, Rob?«

»Ja.« Er räusperte sich. »Wenn wir davon ausgehen, daß sie durch die Kanäle ins Haus gelangt sind, muß es hier in der Nähe den Ausstieg geben. Ihr werdet es nicht gesehen haben, aber unterhalb des Treppenaufbaus existiert eine schmale Tür. Sie bildete den Eingang zum Keller. Da sollten wir uns umschauen.«

»Gut, dann los!«

Wir ließen Rob den Vortritt. Zu viert mußten wir uns bücken, als Rob die Tür geöffnet hatte und in die Tiefe schaute. Eine Stiege aus Holz lag vor uns. Zwar sah sie nicht eben vertrauenserweckend aus, aber es blieb kein anderer Weg.

Rob machte den Anfang. Tief gebückt stieg er in den Keller hinab. Die Haltung konnte er relativ schnell aufgeben, denn der Raum zwischen Stiege und Decke nahm an Höhe zu.

Wie ein kleiner Lindwurm aus menschlichen Leibern bewegten wir uns der Tiefe entgegen, und ich schnüffelte immer wieder, weil ich davon ausging, daß diese hungrigen Leichen zumindest einen leichten Verwesungsgeruch abgaben und dafür hatte ich eine Nase.

Sie rochen nicht oder hatten zumindest nichts hinterlassen. Es war der übliche Kellergeruch, der uns umgab. Besonders die Luftfeuchtigkeit war hier in Amsterdam sehr hoch, auch an den Wänden zeigte sich deren Erbe in Form von weißgrünem Schimmel.

Die einzelnen Keller waren sehr klein. Sie verdienten höchstens die Bezeichnung Verschlage. Das Licht reichte aus, um sie durchsuchen zu können. Wir entdeckten viel Gerümpel, Abfall der unterschiedlichsten Sorte, aber wir sahen keine Spur einer hungrigen Leiche. Der

Kellergäng endete vor einer Wand, und dort drehte sich der vorgehende Rob Exxon wieder um. »Es tut mir leid«, sagte er und zeigte ein zerknirschtes Gesicht, »das war wohl der falsche Weg.«

Suko gab sich optimistisch. »Dann suchen wir eben weiter. Sie können doch nicht vom Himmel gefallen sein.«

»Nein, eher aus der Hölle entstiegen«, erklärte Rob Exxon mit harter Stimme.

»Wir gehen wieder hoch!« entschied Jolanda.

Diesmal machte sie den Anfang. Rob und ich bildeten den Schluß. Bevor er Suko folgen konnte, hielt ich ihn zurück. »Nicht so schnell, Rob.«

»Was ist?«

»Na ja, ich habe natürlich auch einige Fragen, wie du dir sicherlich denken kannst.«

»Stell sie.«

»Sag mal ehrlich, wer du bist?«

»Ein fast normaler Mensch.«

»Auf dieses *fast* bin ich besonders gespannt.«

»Ich bin, ebenso wie Jolanda, in der Lage, einen Zweitkörper zu entwickeln. Einen anderen, verstehst du? Er gleicht meinem zwar, aber ich fühle mich als andere Person. Ich trage zwar die Augenklappe, doch meine Kleidung ist dann neu, wenn ich auf die Reise gehe. Das brauche ich dir nicht zu sagen, du hast es ja selbst erlebt, John, als wir dich in unsere Welt brachten.« Er zwinkerte mir zu. »Außerdem dürfte dir eine derartige Verwandlung nicht so fremd sein. Weißt du überhaupt, wer uns auf deine Spur gebracht hat?«

Ich dachte nach.

Das dauerte ihm zu lange. »Kennst du keine Person, die mit dem gleichen Phänomen zurechtkommen muß wie wir?«

Jetzt fiel es mir wie die berühmten Schuppen von den Augen. »Doch, die kenne ich. Barry F. Bracht, der in seiner erlebten Traumwelt zu Zebuion wird.«

»Das ist der Punkt. Ihn haben wir getroffen, und er hat uns auf dich gebracht.«

»Kämpfte er auch an eurer Seite?«

»Nein, es war ein Zufall. Aber ich habe ihm unsere Probleme nahegebracht.«

»Kommt ihr endlich?« Jolanda rief schon vom Ende der Treppe.

»Ja, wir sind unterwegs.«

»Dann weiß ich endlich Bescheid«, sagte ich. »Aber mir ist noch immer nicht klar, was hinter diesen Vorfällen steckt. Welche Magie hat sich da ausgebreitet oder ist wieder zum Leben erweckt worden? Bist du darüber informiert?«

»Noch nicht.«

»Schade.«
»Ich kann nur raten.«
»Dann tu es.«
Rob stieg die ersten Stufen hoch. »Tja, das ist natürlich schwer, aber ich gehe davon aus, daß es eine uralte Kraft sein muß, die sich über Jahrhunderte gehalten hat.«
»In diesem Tunnel.«
»Stimmt, John. Und diese Kraft besteht nicht nur aus den hungrigen Leichen. Das sind meiner Ansicht nach Helfer. Das eigentlich Böse und Gefährliche liegt dahinter, weit dahinter sogar, und es hat, verdammt noch mal, überlebt!«
»Leider«, stöhnte ich.
»Könntest du es vernichten?«
Ich hob die Schultern. »Das weiß ich nicht, Rob. Ich kann es hoffen, mehr auch nicht.«
Wir hatten den Keller verlassen. Ich wollte auch keine Fragen mehr stellen, wichtig war nun, von der reinen Theorie und den Vermutungen wegzukommen und sich mit den eigentlich wichtigen Dingen zu beschäftigen. Das war eben das Auffinden des Tunnels und auch des Wegs, den die hungrigen Leichen genommen hatten.
Selbstverständlich hatte ich mir auch über die meine Gedanken gemacht.
Waren es Zombies, waren es Ghouls?
Von jedem hatten sie etwas, und ich entschloß mich, sie als eine Mischung aus beidem zu betrachten. Damit kam ich der Sache sicherlich am nächsten.
Im Flur wartete der Kommissar auf seine Kollegen. Er hatte die Haustür weit geöffnet. Zwei Fahrzeuge sah ich ein drittes kam noch, es war der Leichenwagen.
Da es eng werden würde, gingen wir ins Freie, wo wir wieder die drückende Kälte erlebten und der Atem vor unseren Lippen zu Nebelwolken wurde.
Van Steen wies die Kollegen ein. Er blieb auch bei ihnen, während wir uns umschauten und die Neugierigen sahen, die sich versammelt hatten. In den schmalen Straßen standen die Häuser dicht an dicht. Aus zahlreichen Fenstern schauten Mieter, denn jeder wollte den Grund erfahren, weshalb drei Fahrzeuge die Straße verstopften.
Rob Exxon hatte die Stirn gerunzelt. Er kam mir vor wie jemand, der stark über ein Problem nachdachte. »Was macht dir so zu schaffen?« fragte ich ihn.
»Einiges, John, aber eine Sache besonders. Wir haben noch nicht herausfinden können, wie es diesen Wesen gelungen ist, in das Haus einzudringen. Ich will einfach nicht glauben, daß sie durch diese Häuserzeilen spaziert sind, das wäre viel zu auffällig gewesen. Also

muß es noch eine andere Möglichkeit geben.«

»Wenn du das sagst«, murmelte ich. »Also ich kenne mich hier nun wirklich nicht aus.«

»Haben wir den Keller nicht genau genug durchsucht?« erkundigte sich Suko. »Möglicherweise existiert dort eine Geheimtür, die wiederum zu einem Geheimgang führt.«

»Nein, das ist es nicht. Dazu kenne ich den Keller zu gut.«

Jolanda hatte bisher geschwiegen. Nun redete sie, und ihre Worte ließen uns aufhorchen. »Erinnerst du dich nicht an den zweiten Eingang, der ebenfalls existiert, Rob?«

»Zweiter Eingang?« flüsterte ich.

Exxon nickte. »Ja, der existiert.«

»Wo?«

Rob Exxon drehte sich um. »Wir befinden uns in der Nähe.« Er ging einige Schritte zur Seite und blieb dabei dicht an der Hauswand. Dann stoppte er und bückte sich.

Mir war die alte Holztür bisher nicht aufgefallen, weil sie sich von der Farbe der Mauer kaum abhob. Eine sehr schmale und auch nicht eben hohe Tür, aber sie diente nicht als normaler Eingang, wie uns Rob Exxon erklärte. »Es ist der Zugang zu einem alten Lagerraum, der noch von früher stammt. Hier hat es einmal eine Kneipe gegeben, eine Kellerhöhle, mehr ein Lager. Das ist seit Jahren schon vorbei. Ich kenne es auch nur aus Erzählungen. Wir haben hier noch nicht gewohnt.«

»Was ist heute damit? Steht das Lager leer?«

»Nein, John, daß nicht. Soviel mir bekannt ist, lagern Mieter alte Möbel dort unten. Hin und wieder werden auch Nachtfeten gefeiert, denn für manche Jugendliche ist es die ideale Umgebung. Die finden den Keller echt geil.«

»Und was ist mit dir?« fragte Suko.

»Ich betrachte ihn als eine Möglichkeit, eine Spur meinetwegen.« Er lächelte uns an. »Was ist? Sollen wir es versuchen?«

»Immer doch«, sagte ich.

»Außerdem hatte er noch eine andere Funktion«, erklärte Jolanda. »Die Grachten sind zwar durch die Schleusen vor Hochwasser geschützt, aber das Wasser ist gefährlich. So kann es passieren, daß auch Keller vollaufen.« Sie deutete gegen die Tür. »Dieser dort unten ist als Auffangkeller gedacht worden. Das hat mir mal eine ältere Frau erzählt. Wenn das Wasser also extrem steigt, läuft es in diesen Keller hinein, und die anderen Räume werden geschützt. Das ist eigentlich alles, was ich weiß.«

»Sehr gut, Jolanda«, lobte Suko. Er schaute sich das Schloß an. »Man brauchte nur einen Schlüssel.«

»Es ist offen«, sagte Jolanda. Sie zerrte an der Klinke und konnte die

Tür aufziehen. Mit der unteren Kante schrammte sie über den Boden.
Rob staunte. »Woher weißt du das denn?«
»Hin und wieder schaue ich mich um, das ist alles. Sollen wir uns auf den Weg machen?«
Keiner hatte etwas dagegen, nur ich kam noch mit einem Einwand. »Wir müssen van Steen Bescheid geben.«
»Dann tu es, John.«
Ich nickte Suko zu, doch meinen Vorsatz konnte ich nicht in die Tat umsetzen, denn der Kommissar verließ soeben das Haus und lächelte, als er uns sah. »Euch habe ich gesucht.«
»Warum?«
»Warum, John? Habt ihr etwas gefunden?«
»Nein, nicht beim ersten Versuch.«
»Das dachte ich mir. So einfach lassen sich die Kreaturen nicht übertölpeln.«
»Es gibt noch einen zweiten. Sieh dir die Tür an.«
Van Steen trat näher heran. »Wohin führt denn dieser Weg?« Er schielte durch den Spalt. »Sieht alles sehr dunkel aus.«
»Ist es auch, Ric. Den Rest kann dir Rob erklären.«
Der Kommissar hörte zu, nickte sich einige Male selbst zu und meinte:
»Ihr geht also davon aus, daß die Kreaturen diesen Weg genommen haben - oder?«
»Wir hoffen es.«
»Okay, ich werde versuchen, etwas später nachzukommen. Die Kollegen sind gleich fertig.«
»Wir gehen schon vor«, sagte Suko.
Van Steen hatte nichts dagegen, und wir nutzten den Moment, um die Tür ganz aufzuzerren.
Der erste Blick hinein.
Mir kam der Keller vor wie ein großes, feuchtes und düsteres Grab.
Ich zuckte nicht zurück und erkundigte mich statt dessen, ob es denn auch Licht gab.
»Rechts«, sagte Jolanda.
Ich fand den Schalter und mußte den Knipser noch herumdrehen. Es wurde heller, aber nicht hell. Alte Steinstufen führten zum Grund des Kellers, und wieder schnüffelte ich.
Diesmal war es anders.
Ein typischer Geruch drang in meine Nase, und schon nach dem ersten Schritt wußte ich Bescheid.
Die hungrigen Leichen hatten diesen Weg genommen!

***

Ich sprach über meine Entdeckung nicht sofort. Erst als wir die

Treppe hinter uns gelassen hatten und zusammenstanden, wobei das Licht der alten Glühbirne ebenso staubig wirkte wie der Belag auf dem Glas, berichtete ich von meinem Verdacht.

»Also doch«, sagte Suko.

»Wie meinst du das?«

Er schaute Jolanda an. »Ich habe es ebenfalls gerochen. Diese Wesen stinken, die haben den Moder der Jahrhunderte angenommen, als wäre ihre Haut dabei, allmählich zu verwesen. Ich kann mir nicht helfen, Freunde, aber so ist es.«

Da waren wir seiner Meinung. Keiner von uns widersprach. Nur mußten wir herausfinden, woher genau sie gekommen waren, denn keiner konnte sich vorstellen, daß sie nur in diesem feuchten Kellerraum auf ihren mörderischen Auftritt gewartet hatten.

Wir blickten uns also um. Das Licht reichte uns nicht, deshalb holten Suko und ich die kleinen Lampen hervor und ließen die Strahlen durch den Keller wandern.

Er war nicht so leer, und mir fiel ein, daß hier auch Feten gefeiert worden waren.

Wir entdeckten staubige Bänke, die vor ebenso staubigen Tischen standen. Auf den Tischen klebte hart gewordener Kerzenwachs, und scharfe Messer hatten irgendwelche Botschaften in das Holz geschnitzt.

Zwei Fässer sahen wir auch, bevor die Lichtlanzen über die Wände glitten.

Ich ging davon aus, daß es eine weitere Öffnung geben mußte, wenn der Keller einen Teil des Hochwassers auffing. Das brach sich bestimmt nicht durch die Mauern seine Bahn, und Mauern oder Wände aus dicken Steinen umgaben uns. Auch an ihnen hatten die langen Jahre ihre Spuren hinterlassen.

Feuchtigkeit und Schimmel hatten diese Schicht gebildet. Es war sogar dem Moos gelungen, sich an dem Gestein festzuklammern, zusammen mit dem Schimmel sah es aus wie Samt.

Schrittweise ging ich die Mauer ab. Der Lichtkegel wanderte lautlos über das Gestein, aber er drang in keine Lücke oder erwischte auch keine Tür oder einen Schieber, der geöffnet wurde, wenn sich das Wasser durch die Kanäle drängte.

Das Glück hatte Suko.

»He, kommt her!«

Ich drehte mich um, der Lampenstrahl blitzte und fuhr wie ein Funke über die Gesichter des seltsamen Paares hinweg. Es ließ auch ihre Waffen aufblitzen, die sie wieder in den Händen hielten.

Suko stand jetzt an der Wand, er war einen Schritt zurückgegangen, leuchtete gegen eine bestimmte Stelle, wo die Wand eine andere Farbe bekommen hatte, denn in der unteren Hälfte zeichnete sich das graue

Rechteck eines Schiebers ab, der an der Vorderseite mit zwei Griffen versehen war. Man konnte ihn leicht in die Höhe drücken.

»Das ist der Weg!« flüsterte Jolanda. Sie drehte den Kopf und strahlte ihren Freund an. »Verdammt noch mal, Rob, wir haben ihn endlich gefunden.«

»Ja, das glaube ich auch«, flüsterte er.

Suko dachte praktisch. Er hatte sich bereits gebückt und seine Lampe in den Gürtel gesteckt. »Kann mir denn einer mal helfen, das Ding in die Höhe zu schieben?«

Rob Exxon faßte den zweiten Griff an. Beide zogen und wunderten sich, wie leicht es ihnen fiel, diese Metalltür in die Höhe zu stemmen. Sie schnellte beinahe hoch und kam dann zum Stillstand.

Suko schüttelte den Kopf, als er sich wieder aufgerichtet hatte. »Dieser Weg scheint in der letzten Zeit des öfteren benutzt worden zu sein, das war ein Kinderspiel.«

Um durch die Öffnung kriechen zu können, mußten wir uns bücken und dann auf Händen und Füßen weitergehen. Suko wollte unbedingt den Anfang machen.

Während er durch die Öffnung kroch, hielt ich sicherheitshalber den Schieber fest, damit er nicht gegen Sukos Beine prallte.

Kaum war mein Freund verschwunden, hörten wir seinen erstaunten Kommentar. »Das gibt es doch nicht. Kommt schnell, das ist eine Welt für sich. Los!«

Jolanda folgte ihm, ich kroch hinter ihr her, und Rob Exxon bildete den Schluß.

Suko hatte nicht gelogen. Wir waren tatsächlich in einem Gebiet gelandet, wo wir nur überrascht sein konnten. Dabei ging es einzig und allein um die Größe. Was sich vor uns ausbreitete, war wirklich außergewöhnlich. Nicht gerade eine Halle, aber ein doch sehr breiter Tunnel, so hoch, daß wir ihn in zwei Etagen einteilen konnten. Am Grund des Tunnels schimmerte das Wasser des Kanals.

Wir standen erhöht, auf einer Plattform oder einem Vorsprung aus Stein, der an der Frontseite durch ein rostiges und leicht gebogenes Gitter gesichert war. Dort, wo es eine Lücke zeigte, führte eine schiefe und schmale Steintreppe in die Tiefe. Suko stand bereits auf der Treppenmitte. Er strahlte gegen den schmalen Wasserstreifen, bewegte dabei die Lampe, so daß es aussah, als würde auf der welligen Oberfläche eine leuchtende Schlange entlanggleiten.

Wo der Abwasserkanal anfing oder endete war von dieser Stelle aus nicht zu sehen, und wir konnten auch nur raten, in welche Richtung wir gehen sollten.

»Ihr kennt euch in dieser Stadt aus«, sprach ich Jolanda und Rob an.

»Welche Richtung sollen wir nehmen?«

»Laß mich nachdenken, John.« Rob tat es und schabte dabei über

sein Ohr. »Das ist natürlich schwer. Ich meine...«

Jolanda unterbrach ihn. »Wenn wir nach links gehen, erreichen wir irgendwann den Fluß. Zu ihm hin wird ein Schieber oder eine Schleuse den Kanal sichern. Deshalb würde ich vorschlagen, daß wir uns für die rechte Seite entscheiden.«

Rob nickte, bevor er sich an mich wandte. »Bist du damit auch einverstanden, John?«

»Immer. Vergiß nie, daß ich hier der Fremde bin. Ihr kennt euch in dieser Stadt aus.«

»Aber kaum unterhalb der Straßen.«

Ich lächelte. »Jede Stadt hat ihre Unterwelt. Weshalb sollte Amsterdam da eine Ausnahme bilden?«

»Im Prinzip hast du recht.«

Suko winkte uns schon zu. Ein Beweis, daß auch er einverstanden war, und so stiegen wir wieder einmal vorsichtig die alten und brüchig aussehenden Steinstufen einer Treppe hinab, um uns direkt am Kanal, an seinem relativ breiten Rand wieder zu sammeln.

Hier unten gab es kein normales Licht. Wir mußten uns schon auf die beiden Lampen verlassen. Daß hier an der leicht gerundeten feuchten Decke keine Lampen brannten, wunderte mich, und ich sprach dieses Thema an. Ich verglich diesen Kanal mit denen, die wir aus London kannten, und erntete von Jolanda Widerspruch.

»Ich könnte mir vorstellen, daß wir an einem Kanal stehen, der stillgelegt wurde. Oder nicht?«

»Ja, kann sein.«

»Das gibt es doch auch in London.«

»Eins zu Null für dich.«

Es reichte uns. Diskutieren hatte jetzt keinen Sinn mehr.

Wir mußten handeln. Suko wollte weiterhin die Führung übernehmen. Ich bildete das Schlußlicht, denn wir beide besaßen die einzigen Lichtquellen.

Damit begann unsere eigentliche Suche!

***

Auch wenn es in Filmen immer so toll aussieht, wenn Menschen durch irgendwelche Kanäle schleichen - der Streifen »Der dritte Mann« war dafür das beste Beispiel -, mir machte es keinen Spaß, diesen Weg zu gehen, denn von einer Kanalromantik konnte ich beim besten Willen und bei allem Bemühen nichts feststellen.

Was uns umgab, waren Gestank, feuchte Wände und das schmutzige Wasser in der Rinne links neben uns. Zum Glück blieb der Rand breit genug, so daß sich die Gefahr, auf einem schmalen Steg auszurutschen, um einiges verminderte.

Dennoch konnte ich mir etwas Besseres vorstellen, als in dieser

Umgebung zu suchen, wobei noch hinzukam, daß wir zunächst einmal keinen Erfolg erzielten.

Von den hungrigen Leichen sahen wir nichts, einfach gar nichts. Dafür entdeckten wir andere Tiere, denn hin und wieder wurden fette Ratten durch das Licht in ihren Verstecken aufgescheucht. Sie nahmen dann mit schnellen, sprunghaften Bewegungen Reißaus und sprangen auch mal in die braune Brühe.

Wir bewegten uns weiter durch eine unbekannte Tiefe, aber es wuchs auch die Skepsis, zuerst bei Jolanda, und sie hielt damit nicht hinter dem Berg. »Ich weiß nicht, ob wir hier richtig sind.«

»Einen anderen Weg können sie nicht genommen haben«, erwiderte Rob.

»Sie müssen hierhergekommen sein.«

»Glaubst du denn, daß wir den Tunnel finden? Den eigentlichen, meine ich.« Obwohl sie leise gesprochen hatte, hallte ihre Stimme leicht nach.

Das lag an der ungewöhnlichen Akustik im Tunnel, denn es waren keine anderen Geräusche zu hören, abgesehen von unseren eigenen Schritten.

Wo dieser unterirdische Gang endete, wußten wir nicht. Er führte immer weiter geradeaus, er schien vom Nichts aufgesaugt zu werden, und auch die Enden der Lichtbalken erreichten kaum ihr Ziel. Unser Optimismus war gedämpft worden, aber ähnliche Dinge hatte ich schon des öfteren erlebt. Irgendwann einmal sah alles anders aus, da konnten die Verhältnisse blitzartig auf den Kopf gestellt werden.

Die hungrigen Leichen brauchten Blut, sie wollten Menschen. Sie wollten ihre Krallen hineinschlagen, also mußten wir für sie potentielle Opfer sein.

Opfer, die es tatsächlich gewagt hatten, ihr Reich zu betreten, wo sie allein das Sagen hatten.

Schweigend setzten wir den Gänsemarsch fort, bis Sukos Ruf ihn unterbrach. »Da ist ein Übergang!« Da er an der Spitze ging, hatte er ihn sofort gesehen, und er schwenkte die Lampe auch nach links. Der lange Strahl machte die Bewegung mit, in seinen Schein geriet der Teil einer Gitterbrücke, die über den Kanal führte.

»Das hat etwas zu bedeuten«, sagte Jolanda.

»Ich schaue mal nach!« rief Suko.

Er hatte es nicht weit bis zur Brücke. Nur ein paar Schritte, dann stand er direkt vor dem Übergang und leuchtete zu Boden, den ein Gitter bildete.

Suko wollte es genau wissen. Er untersuchte die Umgebung. Das Licht bewegte sich, als wäre Suko dabei, den Kanal abzuleuchten.

»Da ist was!« meldete er.

»Und?«

»Keine Ahnung. Es sieht so aus, als wäre der Kanal vor uns zu Ende. Er ist in irgend etwas gemündet, was ich nicht so genau erkennen kann. Sieht mir eher nach einem See aus.«

»Kann das sein?« wandte ich mich an Rob Exxon.

Der hob die Schultern. »Hier unten ist eigentlich alles möglich, John. Wer kennt sich da schon aus?«

»Laß uns hingehen!« forderte Jolanda.

Suko war bereits dabei, die Brücke zu verlassen. Der Lichtstrahl meiner Leuchte erwischte ihn und verlieh ihm ein gespenstisches Aussehen.

»Zombies hast du nicht gesehen, Alter?«

»Nein.«

»Wie weit ist es bis zu diesem See?«

Vor der kleinen Treppe blieb er stehen. Ich weiß überhaupt nicht, ob es ein See ist. Das sah aus meiner Perspektive nur so aus. Eines steht fest.

»Der Kanal endet dort.«

»Gut, wenigstens etwas.«

Rob Exxon drehte sich. Er schaute mich aus seinem gesunden Auge an.

»Du spürst ihre Nähe nicht - oder?«

»Nein, du denn?«

»Auch nicht. Dabei habe ich einfach das Gefühl, nicht einmal weit vom Ziel entfernt zu sein.«

»Gehen wir.«

Jolanda und Suko hatten sich bereits von uns entfernt. Wir gingen schneller und holten sie ein.

Der Geruch veränderte sich. Es war für mich nicht möglich, ihn zu identifizieren, aber es roch nicht mehr nur nach brakigem Wasser oder feuchten Steinen. Da war noch etwas anderes hinzugekommen, über das ich nachdachte.

Modergeruch, Leichengeruch?

Das konnte stimmen. Sollte es tatsächlich so sein, ging es uns besser, dann waren wir in der Nähe, dann hatten wir den geheimnisvollen Tunnel möglicherweise schon erreicht, ohne ihn allerdings schon sehen zu können. Noch immer begleitete uns an der linken Seite der Kanal, das aber änderte sich sehr bald.

Suko und Jolanda standen bereits dort, wo er mündete. Mein Freund hatte diesen Ort als einen Schlammsee bezeichnet, und so unrecht hatte er damit nicht gehabt.

Vor uns lag tatsächlich ein Gebiet, das den Namen Schlammsee verdient hätte. Der Gang hatte sich dem angepaßt, und wir befanden uns in einer großen Höhle. Die Decke war in die Höhe gestiegen. Sie schimmerte wie feuchtes Blut.

Wir selbst standen am Ende des Ganges, der sich vor uns bei einer Grenze wie ein breiter Kai ausbreitete. Dahinter schwappte jedoch kein Hafenwasser gegen die Grenze, es war eben dieser dichte, dunkle und faulige Schlamm, der ein Weiterkommen unmöglich machte.

Sekundenlang sagten wir nichts, schauten auf die große Fläche und fingen erst später damit an, sie mit den Strahlen unserer Leuchten abzutasten.

Wir wollten zumindest die Ausmaße erkennen, Ränder sehen, was uns auch tatsächlich gelang, denn die Höhle war nicht unendlich. Ziemlich weit auf der gegenüberliegenden Seite bildete sie das Ende. Da stand eine Wand im rechten Winkel zum Inhalt.

Ich hatte den Lichtbalken verfolgt, als er über die Oberfläche geglitten war, und dabei festgestellt, daß sie doch nicht so finster schimmerte, wie es beim ersten Hinsehen den Anschein gehabt hatte, und ich erinnerte mich an die Nacht der Entführung.

Da hatte ich den Tunnel der hungrigen Leichen erlebt. Er war zugleich ein Stollen gewesen, der mit einer trüben Flüssigkeit gefüllt war, die mir bis zu den Hüften reichte.

Und diese schmierige, auch schlammige und ölig wirkende Flüssigkeit hatte dieselbe Farbe gehabt wie der Schlamm, über den der helle Streifen hinwegglitt.

»Fällt euch nichts auf?« Ich hatte mich mit der Frage zugleich an Jolanda und Rob gewandt.

»Was denn?« fragte er.

»Schau auf die Oberfläche. Denk an die Farbe. So hat die Brühe im Tunnel auch ausgesehen.«

»Richtig!« bestätigte Jolanda. »John hat recht. Ich glaube auch, daß es das gleiche Zeug ist.«

Der Einäugige sagte nichts. Nachdenklich schaute er nach unten. »Wenn es stimmt, würde es bedeuten, daß wir uns in der Nähe des Tunnels befinden. Wenn ja, wo müssen wir suchen?«

Suko deutete mit seiner freien Hand nach vorn. »Vielleicht dort, wo der See gegen den Felsen stößt.«

»Kann sein. Wie willst du dorthin?«

»Wir hätten ein Boot mitnehmen sollen«, murmelte Jolanda, womit sie nicht mal unrecht hatte. So aber standen wir da und dachten nach, wobei keinem von uns eine Lösung durch den Kopf schoß.

»Bis hierher und nicht weiter«, sagte Rob. Er ballte seine Hände zu Fäusten. »Wißt ihr, was ich mir jetzt wünsche?« Er gab uns selbst die Antwort. »Ich wünsche mir, als mein Zweitkörper hier zu stehen, dann hätte ich keine Probleme.«

Da war nichts dagegen zu sagen. Ich fragte ihn trotzdem. »Würdest du ihn denn entstehen lassen können?«

»Im Schlaf.«

»Könnt ihr es steuern?« Meine Frage war an beide gerichtet, und Jolanda schüttelte den Kopf.

»Nein, das können wir nicht. Wir müssen uns da schon den anderen Kräften überlassen. Nicht immer sind unsere Träume dermaßen intensiv, daß sie uns in fremde Welten führen. Außerdem wäre ich kaum in der Lage, mich jetzt hinzulegen und einzuschlafen.«

»Ich ebenfalls«, gab Rob zu.

»Dann muß uns etwas anderes einfallen«, sagte ich.

»Wie tief könnte dieser See denn sein?« fragte Suko und beugte sich etwas vor.

Jolanda hatte sich über diese Bemerkung erschroken. »Wieso? Willst du ihn durchwaten?«

»Zur Not schon.«

»Das ist viel zu gefährlich. Stell dir mal vor, du hast es hier mit einem Sumpf zu tun. Der zieht dich in die Tiefe und läßt dich nie mehr los. Nein, nein, das ist keine Lösung.«

Eine andere wußte ich auch nicht. Ich ging einen Schritt von den anderen weg und leuchtete abermals über den See. Er lag ruhig da, aber nicht so ruhig, wie ich vielleicht erwartet hätte, es waren überall geringe Bewegungen zu erkennen und nicht nur dort, wo das Wasser des Kanals in den Schlammsee mündete, auch weiter hinten und der eigentlichen Mitte entgegen zitterte die Oberfläche leicht.

Das mußte einen Grund haben.

Konnte es möglich sein, daß aus der Tiefe etwas hochgestiegen war und sich nur nicht traute, an die Oberfläche zu kommen? Was verdeckte oder verbarg der Schlammsee?

Keiner von uns konnte eine Antwort geben, aber das Rätsel lag dicht vor uns.

Und dann hörten wir das Geräusch.

Plötzlich und übergangslos war es erklungen, und wir alle standen für einen Moment unbeweglich, die Ohren gespitzt.

Auch in der Oberwelt hätte es sich schaurig angehört, hier aber hatte es einen regelrecht unheimlichen Klang bekommen.

Ein dumpfes Pochen, als wäre ein gewaltiges Herz dabei, seine Töne auszusenden.

Ein Herz?

Ich saugte die Luft ein. Leichter Schwindel erfaßte mich, und für einen Moment hatte ich den Eindruck, in den See hineinfallen zu müssen. Ich hörte Jolandas Frage. Ihre Stimme zitterte dabei merklich. »Was ist das nur?«

Wir schwiegen.

Suko meinte: »Hört sich an wie ein Herz. Ja, wie der Schlag eines riesigen Herzens…«

Als seine Stimme versickert war, ergriff Rob Exxon das Wort. »Ich

habe immer geahnt, daß sich das Böse hier irgendwo manifestiert hat. Dieses absolute Böse, das Urböse, etwas, das tief zurückreicht in die Vergangenheit. Haben wir nicht darüber gesprochen?«

»Haben wir«, bestätigte ich.

»Ja, genau, und das muß es sein. Das ist das Böse gewesen. Es lauert, es wartet auf uns, es will uns holen, und es wird bald seine Diener vorschicken.« Er deutete gegen den Schlammsee. »Da unten, in dieser grauenvollen Tiefe lauern sie. Da sind sie entstanden, geboren, denn da ist ihre Heimat.«

»Woher kommt dieses Wissen?« fragte ich.

»Das spüre ich.« Er rang nach Worten. »Der Alte Feind der Menschen, der schon immer da war. Die Herrscher der Tiefe, unheimliche Wesen, über die in uralten Legenden geschrieben wurde, die aber kaum das Auge eines Menschen je gesehen hat. Das ist es, John, das ist der Alte Feind, und ihn haben wir zu bekämpfen, und ihn müssen wir vernichten. Wir sind ihm in unseren Träumen gefolgt, wir haben Teile von ihm erlebt, aber wir haben ihn nie als Ganzes gesehen…«

Nach seinen Worten, war es wieder still. Nein, nicht ruhig, denn das unheimlich klingende Pochen war geblieben. Ein gewaltiges, zuckendes mörderisches Herz womöglich, das sich hier irgendwo verborgen hielt, gegen das wir wie Zwerge wirkten, die am Rande dieses Herzens standen und seinem Klang lauschten.

Die Lautstärke hatte sich nicht verändert, und doch war etwas anders geworden.

Mit jedem Schlag, der so dumpf an unsere Ohren drang, tat sich etwas an der Oberfläche des Schlammsees.

Bewegungen…

Sehr schwach, kaum sichtbar. Da nicht nur ich auf diesen See starrte, sondern auch die anderen drei, mußte es ihnen ebenso ergehen wie mir.

Poch… poch…

Bei oder kurz nach jedem Schlag schien der See an bestimmten Stellen zu atmen oder sich aufzubäumen. Das Zittern des Schlamms verstärkte sich dann, aber es spritzte nichts in die Höhe - oder noch nichts.

»Es lebt«, sagte Rob Exxon keuchend. »Ja, es lebt. Ich spüre genau, und es wird stärker werden, mit jedem Schlag des Herzens nimmt die Stärke zu. Wir… wir müssen uns gleich entscheiden, ob wir bleiben oder uns auf den Rückweg machen sollen.«

»Wie kommst du darauf?« fragte Suko.

»Ich merke doch, daß sich etwas aufbaut. Verdammt noch mal, ich spüre es. Das Böse hat uns geortet. Dieses grausame Böse, der Alte Feind. Er weiß Bescheid…«

Wir alle hörten ihm zu, blickten auch gleichzeitig auf den Schlamm,

in den eine nicht erklärbare Energie hineingeraten war und ihn immer mehr aufwühlte.

Da war etwas.

Und es kam näher…

Wieder hörten wir das Pochen. Diesmal noch lauter, als wollte es zum Finale ansetzen. Die Oberfläche begann an einer bestimmten Stelle zu vibrieren, diesmal stärker als sonst - und sie wellte sich dabei in die Höhe.

Von unten her schien jemand zu schieben, eine Kraft, mit der wir Beobachter nicht zurechtkamen.

Etwas entstand.

Es sah so aus wie das runde Dach eines Zelts oder wie eine Faust, die von einer Schlammschicht überzogen war. Sie dehnte sich aus, sie wuchs in die Höhe und auch in die Breite, wobei wir von den hungrigen Leichen nichts sahen, aber diese Beule, diese Veränderung verströmte ebenfalls eine Gefahr.

Dann platzte sie.

So plötzlich, daß wir von unseren Standorten nicht mehr wegkamen.

Auf einmal wuchtete ein gewaltiger Regen aus Schlamm auf uns zu. Er war wie ein Teppich, zwar löchrig, aber brandgefährlich, und er senkte sich über uns.

Wir flohen zurück, ohne allerdings eine Chance zu haben, dem Schleim entwischen zu können. Er war so verflucht schnell, und ich sah, wie Jolanda ausrutschte. Beinahe wäre sie in den Kanal gefallen, sie rollte schon darauf zu, als ihr Freund sie blitzschnell packte und in Sicherheit zerrte.

Es ging weiter.

Poch… poch… poch…

Schlammtropfen erwischten meinen Rücken. Es kam mir vor, als hätte man mit weichen Steinen nach mir geworfen.

Ich blieb stehen und drehte mich um.

Im selben Augenblick wurde ich starr. Der Schrei des Entsetzens erstarb mir auf den Lippen, denn der gesamte See war in die Höhe gestiegen und hatte sich zu einer riesigen Woge zusammengefunden, die mit aller Kraft nach vorn drängte, um uns, die Fliehenden, erfassen und begraben zu können.

Auch ich bewegte mich nicht mehr. Da erging es mir nicht anders als meinen Freunden, die ebenfalls vor Entsetzen starr geworden waren.

»Das ist wie das Jüngste Gericht!« brüllte Rob Exxon plötzlich. Er streckte beide Hände aus, als könnte es ihm damit gelingen, diese riesige Lawine aufzuhalten.

Er schaffte es nicht.

Auch wir anderen schafften es nicht.

Der Schlamm war zu schnell, zu wuchtig, zu massig, und er begrub

uns unter sich.

So also kann man auch sterben, dachte ich noch, dann erfaßte mich die Dunkelheit zusammen mit der Masse und riß mich einfach davon wie ein leichtes Stück Holz…

***

Die Leiche der Frau war in eine Plane gewickelt und anschließend in den Sarg gelegt worden. Die Polizisten nannten ihn Totenwanne, und das kam ungefähr hin.

Noch immer waren die beiden Kinder mit ihrer Mutter nicht zurückgekehrt, und der Kommissar hatte auch keinerlei Nachforschungen in dieser Richtung betrieben.

Er hatte auch die Fragen seiner Kollegen nicht beantworten können. Keiner dieser Männer hatte jemals bei einem Mordfall eine derartige Leiche zu Gesicht bekommmen, und der Schock stand ihnen auch noch eine halbe Stunde später ins Gesicht geschrieben.

»Fahren Sie mit, Kommissar? Oder wollen Sie noch bleiben?« wurde er gefragt.

»Ich bleibe.«

»Die Frau und die Kinder, nicht?«

»Ja.«

»Ich möchte mit Ihnen nicht tauschen.«

Van Steen hob die Schultern. Er schaute auf den Rücken des Kollegen, als dieser das Haus verließ. Vor dem schmalen Gebäude blieb der Kommissar stehen, und er kam sich trotz der Enge innerhalb der Straße verloren und einsam vor. Er sah zwar die zahlreichen Menschen, nur nahm er sie nicht richtig wahr, sein Blick war ins Leere gerichtet, wobei er zusätzlich versuchte, die Gedanken zu ordnen.

Dieser Fall brachte ihn zwar nicht bis an den Rand eines Nervenzusammenbruchs, aber er hatte ihn das Grübeln gelehrt, und so dachte er über sein Leben nach.

Bisher war es normal verlaufen, der Job ebenfalls. Abgesehen von einigen besonderen Fällen, hatte es immer wieder Lösungen gegeben, und die hatten sich auf die Erfolgsbilanz des Kommissars niedergeschlagen.

Bei diesem Fall allerdings sah alles anders aus. Hier waren Täter am Werk, die es normal gar nicht geben konnte und durfte, deshalb kam er damit einfach nicht mehr zurecht.

Monster, Skelette mit dünner Haut, waren aus einer unheimlichen Welt erschienen, die seinen Gedanken nach ebenfalls keine Existenzberechtigung mehr besaß oder nie besessen hatten. Furchtbare Gestalten, für die ein menschliches Leben nichts wert war, die grausam killten, die auf nichts Rücksicht nahmen und die jetzt als Reste in einer zweiten Wanne lagen.

Der Kommissar persönlich hatte die Überbleibsel in den Sarg gelegt und den Deckel fest verschlossen. Er hatte den Gegenstand auch abtransportiert und mit keinem Kollegen über den makabren Inhalt gesprochen.

Eine Frau sprach ihn an. Sie war aus dem Nachbarhaus getreten und hatte über die gelbe Hose eine Schürze gebunden. »Was war denn hier los, Kommissar?«

»Nichts.«

Sie lachte. »Ich hörte von einem Mord.«

»Möglich.«

»Na ja.« Die Frau wollte sich wieder abwenden, doch van Steen hielt sie zurück. »Sagen Sie mal, haben Sie die Familie Huys gekannt?«

»Wie man sich so kennt.«

»Sie wissen nicht, wo die Mutter mit ihren beiden Kindern hingegangen sein könnte?«

»Nein, das weiß ich nicht.«

»Okay, danke.« Er nickte.

»Ist das denn wichtig?«

»Vielleicht.« Van Steen wollte eigentlich warten, bis Mutter und Kinder zurückgekehrt waren. Er sah es als seine Pflicht an, sie über den Mord zu informieren. Schließlich war er der ranghöchste Beamte, und gedrückt hatte er sich noch nie.

Ein zweiter Grund kam noch hinzu.

Der Kommissar rechnete auch damit, seine englischen Kollegen sowie die beiden anderen zu sehen. Sie waren ihm im Prinzip schon zu lange verschwunden, und jetzt, wo er Zeit hatte, darüber nachzudenken, überkam ihn schon ein ungutes Gefühl, vermischt mit der Besorgnis, daß ihnen etwas passiert sein könnte.

Dabei hatten sie nur diesen anderen Keller kurz untersuchen wollen. Waren sie dort auf die Monstren getroffen?

Wenn ja, sie hatten sich bestimmt wehren können. Auch dieser Gedanke konnte van Steen nicht beruhigen. Er merkte, daß er von Sekunde zu Sekunde aufgewühlter wurde. Die Besorgnis veränderte sich, aus ihr wurde Angst.

Er wollte nachsehen.

Als er vor der Tür stand, sah er, daß sie nicht ganz geschlossen war.

Etwas mühsam erschien es ihm schon, sie aufzuziehen, und er lauschte dem Kratzen, als die Tür über den Boden schleifte.

Sein Blick fiel in den Keller.

Düster war er, es roch feucht, und van Steen mußte sich schon überwinden, um ihn zu betreten. Das hier war eine Welt, die er nicht mochte, die er auch nicht gewohnt war, und er kam sich dabei vor wie ein zweibeiniger Maulwurf auf fremden Terrain.

Auf dem Vorsprung blieb er stehen. Er blickte in die Tiefe, wo sich in

der Kanalrinne das fließende Wasser gesammelt hatte.
Das war normal.
Ein Abwasserkanal, wie es viele gab. Er sah auch die Treppe, und van Steen wußte nun, welchen Weg die anderen eingeschlagen hatten.
Zwangsläufig dachte er darüber nach, ob er ihnen folgen sollte, doch seine Gedanken wurden unterbrochen.
Er hatte ein Geräusch gehört!
Van Steen kam damit nicht zurecht. Zuerst dachte er an ein Brausen, aber in dieser Umgebung gab es keinen Wind, der die unterirdischen Räume durchwehte. Außerdem hörte sich der Wind anders an und längst nicht so grollend.
Was war es dann?
Ein Erdbeben?
Allein der Gedanke hinterließ bei van Steen einen kalten Schauer. Sein Rücken fror plötzlich ein, auf der Stirn erschien der Schweiß. Er drehte seinen Kopf in die entsprechende Richtung und war plötzlich froh, auf einer erhöhten Plattform zu stehen, denn dieser unheimliche Geruch war ihm nicht geheuer.
Seine Angst nahm zu. Er wünschte sich eine Lampe, dann hätte er nicht so in die Dunkelheit starren müssen.
Dort kam etwas.
Von rechts wallte es heran.
Ein Schatten, unheimlich riesig, den gesamten Gang einnehmend, und van Steen wußte plötzlich, daß es für ihn Zeit wurde, wollte er sein Leben retten.
Er machte auf der Stelle kehrt und rannte weg, als wäre der Teufel persönlich hinter ihm her. Sein Gesicht war verzerrt, der Mund stand weit offen. Einmal rutschte er beinahe auf dem feuchten Boden aus, fing sich wieder, erreichte zum Glück die Tür und schaute dort zurück.
Was er sah, war furchtbar.
Aus den Tiefen der Erde hatte sich eine gewaltige Lawine aus Schlamm auf den Weg gemacht, um alles zu begraben, was sich ihr in den Weg stellte. Gegenstände, Menschen, Tiere - einfach alles. Nichts ließ dieser Schlamm aus und der Geruch, der dem Kommissar entgegenwehte, erinnerte ihn an eine Mischung aus altem Laub und vermoderten Leichen.
Der Schlamm war gierig.
Er fraß alles.
Van Steen reagierte noch rechtzeitig. Er huschte nach draußen, warf blitzschnell die Tür zu, obwohl er wußte, daß er die Lawine damit auch nicht aufhalten konnte.
Stoppte sie?
Van Steen war auf die Straße gesprungen. Er stierte gegen die schmale Tür, weil er damit rechnete, daß sie jeden Augenblick von

innen her aufgestoßen wurde. Daß er von einem Radfahrer gestreift wurde, kriegte er nur am Rande mit.

Wie war das mit der Tür?

Sie brach nicht auf, sie hielt.

Van Steen bewies Nerven und schaute auf seine Uhr. Nachdem eine Minute vergangen war, faßte er sich ein Herz und schritt auf die Tür zu.

Sie saß normal in den Angeln, kein Druck wellte sie nach außen, und er riskierte es.

Vorsichtig öffnete er sie.

Nur spaltbreit, mehr nicht.

Er schaute hinein.

Schlamm, wohin er blickte. Tödlich, alles erstickend, natürlich auch die Menschen.

Für das Leben der Personen gab Kommissar van Steen keinen Pfifferling mehr…

***

Warum lebte ich?

Ich hätte doch tot sein müssen, erstickt unter den Schlammassen, die mich wie der breite Hang eines zusammenbrechenden Berges unter sich begraben hatten.

Das stimmte nicht.

Okay, ich war begraben worden. Weder ich noch meine Freunde hatten die Massen aufhalten können, aber ich konnte atmen, mich bewegen. Ich saugte eine Luft ein, die klar und bitter schmeckte, trotzdem nicht frei war, sondern mir irgendwie gefangen vorkam, weil ich auch keinen Wind dabei spürte.

Ich war gerettet. Oder gerettet worden…?

Zudem stand ich auf meinen eigenen Füßen in einer grauen, schattigen und dennoch bleichen Düsternis, in der es immerhin so hell war, daß ich mich zurechtfinden konnte.

Ich war auch nicht schmutzig. Das Zeug klebte nicht an meiner Kleidung, es verschmierte mir auch nicht das Gesicht. Den Schlamm schien es nicht gegeben zu haben. War er tatsächlich eine Illusion gewesen, ebenso wie dieser See?

Im Laufe der Zeit hatte ich gelernt, Gelegenheiten zu nutzen. Auch hier setzte ich die Gabe ein und kümmerte mich zunächst einmal nicht um meine direkte Umwelt. Noch gab man mir die Zeit, über gewisse Dinge nachzudenken, und da bewegten sich meine Gedanken schon in eine bestimmte Richtung.

Unser Trip in die Amsterdamer Unterwelt war real gewesen. Den hatte ich mir auf keinen Fall eingebildet. Wir waren so weit gegangen, bis es nicht mehr weiterging. Der Kanal war in einen See gemündet,

dieser hatte sich gegen uns erhoben, uns verschlungen, und nun begann ich zu spekulieren.

Es lag durchaus im Bereich des Möglichen, wenn auch nicht in dem des zu Erklärenden, daß dieser See gar nicht aus Schlamm bestanden hatte, sondern aus etwas anderem.

Er war eine Trennung gewesen!

Auf der einen Seite die normale Welt, auf der anderen die fremde Dimension. Die Magie, die nicht nur mich gepackt hatte und mich zurückgeschleudert hatte. In eine andere Zeit, tief hinein in die Vergangenheit, wo ich nun steckte, nicht wußte, was ich unternehmen sollte, etwas verloren dastand und dabei überlegte, wie es nun weitergehen sollte. Ich kam mir dabei nicht vor wie der einsame Rufer in der Wüste, denn ich war gekommen, um einen Fall zu lösen.

Allerdings nicht allein.

Nun stellte sich die Frage, wo meine drei Freunde steckten. Daß es Jolanda, Rob Exxon und Suko ebenfalls erwischt hatte, stand außer Zweifel. Leider befanden sie sich nicht in meiner Nähe. Obwohl ich mich mehrmals umschaute, hatte ich sie noch nicht sehen können.

Sie blieben verschwunden.

Ich war da.

Und mußte etwas tun.

Ich dachte an den Tunnel der hungrigen Leichen. In ihn war ich entführt worden. Bis jetzt wußte ich nicht, wo ich ihn würde finden können und glaubte einfach daran, daß er sich von meinem Standort nicht allzu weit entfernt befand. Ich war in eine Welt hineingeraten, die eigentlich schon Vergangenheit war, doch im Kreisel der Zeit weiterhin überlebt hatte und damit auch vorhanden war.

Einfach weggehen, etwas tun. Irgendwohin gehen, sich umschauen, darauf hoffen, auf meine Freunde zu treffen, damit wir gemeinsam nach einem Ausweg suchen konnten.

»Schlamm ist nicht gleich Schlamm!« hörte ich hinter mir eine Stimme.

»Man kann sich einfach auf nichts mehr verlassen.«

Ich drehte mich um.

Suko stand da und grinste mich an. Auch er sah aus, als hätte er die Welt nicht begriffen, er hob die Schultern, aber sein Lächeln war echt, denn er freute sich, mich zu sehen.

»Doch, Alter, man kann sich auf uns verlassen.«

»Wie schön.«

Wir schauten uns an, sagten nichts. Warteten, als traute sich niemand, die erste Frage zu stellen, weil sie ihm zu profan erschien. Ich brach schließlich das Schweigen. »Wo sind wir hier?«

Suko nickte. »Gute Frage.«

»Wo sind wir wirklich?«

»In einer anderen Welt. Bei den hungrigen Toten, obwohl ich die nicht sehe.«

»Wie auch Rob und Jolanda.«

Suko nickte. »Eben, John, genau das ist das Problem. Wir sind zusammen geblieben, die beiden anderen aber sind uns abhanden gekommen. Deshalb sollten wir sie suchen.«

»Wo fangen wir denn an?«

»Das fragst du mich? Du bist es doch gewesen, der schon in diesem Tunnel gesteckt hat.«

»So hat es nicht ausgesehen. Das hier ist keine Tunnel, das sieht aus wie, na ja, wie…«

»Wie denn nun?«

»Ich weiß es auch nicht.«

»Schwach, John, du bist schwach.«

»Stimmt, und ich bin nicht mal stolz darauf.«

Wir flachsten inmitten einer Welt des Ungewissen. Es war wohl Galgenhumor. Letztendlich wußten wir nicht, was uns noch erwartete.

Suko kam wieder auf das Erlebte zu sprechen. »Da habe ich doch noch etwas gehört«, sagte er. »Kannst du dich erinnern? Kurz bevor uns der Schlamm packte.«

»Du meinst das Herz?«

»Richtig. Dieses Pochen.« Suko schüttelte sich. »Es hat sich unheimlich dumpf und dröhnend angehört. Es war schlimm, als hätte jemand auf einen Gong geschlagen, um den Echos zu lauschen.«

Ich hob die Schultern. »Gong oder Herz?«

»Herzschlag, John?«

»Ja.«

Suko war ernst geworden. »Darf ich fragen, wie du darauf kommst?«

»Weil es sich meiner Ansicht nach so angehört hat. Ich mußte zudem daran denken, was uns Jolanda und Rob erzählt haben. Sie sprachen von dem Bösen, von dieser Bedrohung, die hinter dem Sichtbaren liegt. Von einer mörderischen Gefahr, von dem Alten Feind, und daran hake ich meine Gedanken fest. Dieser Alte Feind muß auch leben…«

»Deshalb der Herzschlag?«

»Ja.«

Suko zeigte sich skeptisch. »Das ist etwas viel des Guten oder zu weit hergeholt. Ich jedenfalls komme nicht damit zurecht. Kann man den Alten Feind denn präzisieren?«

»Keine Ahnung.«

»Du tust es, John, indem du ihm den Herzschlag zuschreibst. Du hast ihn damit personalisiert.«

»Als Monstrum.«

»Okay, ein Monstrum, eine Masse, ein, was weiß ich nicht alles. Etwas, das existiert, das sich gehalten hat in dieser unheimlichen

Welt.«

»Weiter!«

»Eine Masse, wie ich schon sagte. Vielleicht gestaltlos. Etwas, das es schon sehr früh gab.«

»Wie früh?« fragte ich.

»Vor den Menschen.« Suko schaute zu Boden. Er dachte scharf nach, und ich ließ ihn in Ruhe. Es war nicht schlecht, wenn wir unseren Gedanken nachhingen, wenn wir überlegten und theorisierten, denn oft genug hatten wir so die Lösung gefunden. Es war oft schwer genug, die Magie, die andere Kraft und damit unseren Gegner zu fassen oder zumindest einzukreisen, und Suko war dabei. »Sehr früh, John, schon in uralter Zeit entstanden, als es noch keine Menschen gab.«

»Aber das Böse.«

»Natürlich.«

»Die Kreaturen der Finsternis?«

Er lächelte. »Daran habe ich auch schon gedacht. Es will mir nicht so recht in den Kopf. Ich habe Schwierigkeiten, mich damit anzufreunden. Keine Kreaturen der Finsternis, sondern etwas anderes, das mit der Entwicklung der Welt zusammenhängt. Mit ihrem Entstehen, mit ihrer Entwicklung, denn vor den Menschen gab es noch andere Dinge, aus denen sich dann wieder andere entwickelt haben.« Suko zeichnete seine nächsten Erklärungen mit den Händen nach. »Da waren eben die Massen, nicht Fisch nicht Fleisch, wenn ich das so sagen darf. Es war so etwas wie ein Urstoff, ein Plasma, eine Amöbe, ja, eine magische Amöbe, ein mit Magie gefüllter Urstoff, der uns überfallen hat.«

Ich schwieg, denn über Sukos Erklärungen mußte ich genauer nachdenken. Es war nicht leicht zu begreifen, weil er von Voraussetzungen ausging, die kein Mensch je beweisen konnte. Aber hatte er wirklich so unrecht? Ich wußte es nicht und faßte das, was Suko zu erklären versucht hatte, mit wenigen Worten zusammen. »Du denkst also an ein Monster. An ein riesiges Etwas.«

»Genau.«

»Ein werdendes Leben, wie auch immer.«

»Das allerdings unter dem Einfluß des Bösen steht und hier einmal gelebt und gelauert hat. Es ist nicht vergangen und am Ball geblieben, die Zeiten haben ihm nichts ausgemacht. Ich meine, wir sollten daran denken.«

»Und das ein Herz hat.«

»Zumindest etwas Ähnliches. Wir haben es schlagen hören, und das war kein Irrtum.«

Ich hob die Schultern. »So ganz kann ich dem nicht zustimmen. Wenn es stimmt, was du sagst, Suko, dann würden wir uns also innerhalb dieses amöbenhaften Wesens befinden.«

Mein Freund war vorsichtig mit seiner Antwort. »Das könnte sein. Auch Rob Exxon hat es nicht geschafft, das Böse zu konkretisieren. Er hat nur davon gesprochen, aber die Beweise ist er uns schuldig geblieben. Es würde mich nicht wundern, wenn sich plötzlich die Erde auffaltet, um uns zu verschlucken.«

»Dann gibt es noch den Tunnel.«

»Ja, ein Teil dieser Welt. Er gehört einfach dazu, sage ich mal. Nur haben wir ihn noch nicht gesehen.«

»Willst du ihn suchen?«

»Ich will alles und nichts. Vor allen Dingen will ich eine Lösung haben.«

Suko deutete nach unten. »Worauf stehen wir denn? Auf einem harten Boden. Ob der jedoch immer so bleibt, wird sich herausstellen müssen. Er könnte sich auch verwandeln.«

»Klar, könnte er.«

»Du glaubst mir nicht.«

»Ehrlich gesagt, es fällt mir schwer. Von einem Urbösen haben Jolanda und Rob schon gesprochen. Nur waren die nicht in der Lage es zu konkretisieren. Irgendwann ist es entstanden und hat sich sehr lange zurückgehalten.«

»Sicher.«

»Was sollen wir machen?«

»Jolanda und Rob finden. Ich glaube nämlich daran, daß auch sie noch leben.«

»Wenigstens etwas, John.«

»Was?«

»Dein Glaube.«

Ich enthielt mich eines Kommentars. Ich wußte selbst, daß mein Vorschlag nicht ideal war. Wenn ich ehrlich gegen mich selbst war, wußte ich nicht einmal genau wo ich mit der Suche anfangen sollte. Das war wie das Stochern in einer Müllhalde, ohne daß der bestimmte Gegenstand, der gefunden werden sollte, zutage kam.

Etwas anderes passierte.

Poch… poch… poch…!

Zugleich hörten wir diesen dumpfen Schlag, blieben stehen und schauten uns an.

Wieder pochte das »Herz«.

Und diesmal hatten wir uns darauf konzentrieren können. Wir merkten, daß der Boden unter unseren Füßen vibrierte. Dabei blieb es nicht, denn gleichzeitig hatte zumindest ich den Eindruck, als würde er an Härte verlieren.

Ich trat mit dem Fuß auf.

Noch war der Untergrund hart, aber das schwache Echo des Tritts klang irgendwie anders.

»Es ist da!« flüsterte Suko. Er deutete zu Boden. »Es hat uns eingekreist, wir stecken in dieser Welt, in diesem urzeitlichen Rest. Ich komme mir schon jetzt vor, als hätte mich ein gewaltiger Magen verschlungen.« Er schaute zum Himmel und war überrascht. So wie wir ihn in Erinnerung hatten, gab es ihn nicht mehr. Die Wolken, falls es sie überhaupt gegeben hatte, waren verschwunden. Sie hatten sich aufgelöst, und zurück war eine dunkle Masse geblieben, farblich ein fahles Grau, das mir eher wie eine Decke vorkam, die nicht stillstand, sondern damit anfing, sich allmählich zu senken, als wollte sie uns erdrücken.

Ich dachte wieder an den Schlamm, der uns in dem Tunnel erwischt hatte, und konnte mir deshalb gewisse Zukunftsaussichten vorstellen. Die Decke, der Himmel, was immer es auch sein mochte, blieb nicht stehen, er wanderte nach unten, während das unheimliche Gebilde noch immer dumpf pochte.

»Hier kommen wir nicht mehr weg, John! Wir müssen uns damit abfinden, Gefangene zu sein.« Suko schaute mich mit einem derartigen Blick an, als wollte er den Widerspruch herausfordern, aber ich konnte nicht widersprechen.

»Also nichts?«

»Genau.«

»Und dein Kreuz?«

Ich hob die Schultern. »Es reagiert nicht, es ist nicht allmächtig, das habe ich schon immer gesagt. Ich glaube vielmehr daran, daß wir es aus eigener Kraft nicht schaffen, von hier wegzukommen.«

»Wer soll uns dann helfen?«

Ich schwieg.

Unsere Umgebung war noch immer dabei, sich zu verändern. Und zwar nicht nur in der Höhe, wo der Himmel immer mehr auf uns zuwuchs, auch von den Seiten her wurden wir eingeschlossen. Wir sahen es nicht konkret, aber wir fühlten, wie sich die nähere Umgebung verdichtete, als hätten sich gewisse Massen angehoben, die dann auf uns niederstürzten.

Das Ding schlug noch immer.

Poch… poch… poch…

Diesmal sogar härter und stärker. Möglicherweise auch deshalb nur, weil es sich uns immer mehr näherte. Die Luft hatte sich verändert, auch sie war zusammengedrückt worden. Wände umgaben uns. Ich hätte gern meine Arme ausgestreckt und sie durch die Hindernisse geschoben, weil ich davon ausging, daß jenseits davon die normale Welt lag, aus der wir schließlich gekommen waren.

Ein Durchkommen war nicht möglich.

Wir blieben die Gefangenen.

Ich hatte das Bedürfnis, mich ducken zu müssen, denn der Himmel

war mir verdammt nahe gekommen. Ich wußte auch nicht, wie ich ihn beschreiben sollte. Er war sicherlich nicht so hart wie ein Brett oder eine Eisenplatte, er mußte es sein wie der Schlamm.

Das Ding pochte weiter.

Härter, lauter, es näherte sich uns. Allmählich drückte sich das Zentrum heran. Die Schatten waren dunkler und tiefer geworden. Es gelang mir kaum noch, meinen Freund Suko zu sehen. Dem erging es bei mir ebenso, deshalb kam er auf mich zu.

Ich schmeckte die Luft auf meinen Lippen. Sie lag dort wie eine bittere Kühle, und mein Rachen fühlte sich an, als wäre er gefesselt worden. Auch mein Herzschlag hatte sich beschleunigt, denn die auf uns zufahrenden Schatten brachten eine Botschaft mit, die ich nur als Beklemmung bezeichnen konnte.

Ja, ich fühlte mich eingeengt. Ich fand keinen Ausweg mehr, und ein leiser Schrei floß über meine Lippen, als ich plötzlich die Welle unter meinen Füßen spürte und angehoben wurde.

Suko erging es ebenso. Er taumelte zur Seite, und die Dunkelheit senkte sich tiefer.

Es war trotz allem eine Masse, die uns umklammerte. Sehr kalt, und genau diese Kälte floß durch unsere Kleidung. Sie machte auch vor der Haut nicht Halt, sie drückte sich hinein, wobei ich merkte, wie sich meine Gedanken wie von selbst ausschalteten.

Dunkelheit…

Das Pochen…

Der Schlamm…

Die Welt hielt uns fest. Und nicht nur das. Sie riß uns noch tiefer in ihr Inneres hinein. Das Böse nahm uns mit auf eine unerklärliche Wanderschaft…

***

Wasser gluckerte in der Nähe. Der Gestank nach Moder und Verwesung erreichte Rob Exxons Nase. Er spürte, wie etwas Weiches gegen sein Kinn schwappte, dabei nicht bis zu den Lippen hochstieg, sondern sich wieder zurückzog.

Eine stinkende Masse, in der er bis zum Hals steckte. Er hatte es zuerst nicht glauben wollen, aber die andere Welt war tatsächlich stärker gewesen.

Sie hatte ihn nicht nur gefangen und umschlungen, sie hatte ihn auch wehrlos gemacht, denn er konnte sich nicht bewegen. Wer ihm die Fesseln angelegt hatte, wußte er nicht. Es konnten die hungrigen Leichen gewesen sein, die innerhalb des Mauerwerks lauerten, aber das spielte für ihn im Augenblick keine Rolle.

Viel schlimmer war seine Wehrlosigkeit.

Man hatte ihn in das Gewässer gesetzt und dabei auf einen Stuhl

gedrückt. Er war auch an diesen Gegenstand gefesselt worden und würde es nicht schaffen können, sich aus eigener Kraft zu befreien, denn ein kurzer Ruck reichte aus, um ihn kippen zu lassen. Dann würde er in die widerliche Brühe hineinfallen und jämmerlich ertrinken.

So sah sein Schicksal aus, über das er nicht mal großartig nachdachte, denn etwas anderes sah er als viel schlimmer an.

Es ging um Jolanda!

Vor ihm, genau dort, wo dieser Tunnel sein Ende gefunden hatte, sah er im Licht der Wände seine Partnerin Jolanda. Obwohl sie nicht in dieser Leichenbrühe steckte, ging es ihr keinesfalls besser als ihm, denn jemand hatte sie ebenfalls gefesselt.

Oben in die halbrunde Decke war ein Haken geschlagen worden. Durch eine Öse zog sich das schwere Seil, dessen unteres Ende um die Handgelenke der blonden Frau geschlungen war. Jolandas Arme waren in die Höhe gerissen worden, und ihre Füße pendelten über dem Boden, nicht über der schmutzigen Leichenbrühe. Sie hing mit ihrem Gewicht einzig und allein in dieser verdammten Schlinge. Den Kopf hatte sie zur Seite gedreht, der Mund stand wie zum Schrei offen, doch nicht einmal ein leises Stöhnen drang daraus hervor. Jolanda litt stumm…

Rob schaute sie an.

Er wußte nicht, was er dabei dachte, aber in seinem Innern tobte der Sturm der Gefühle. Er liebte Jolanda, sie gehörten zusammen, ein günstiges Schicksal hatte sie als Partner ausgewählt, und er konnte sie einfach nicht leiden sehen.

Sie war so allein, so hilflos, und auch er selbst würde es nicht schaffen, sie zu befreien, weil er einfach zu weit von ihr entfernt gefesselt im Kanal hockte und er nur mit dem Kopf über die stinkende Oberfläche hinwegschaute.

Jolanda litt.

Ihre Füße pendelten über dem Boden. Sie waren nicht gefesselt, und Rob bekam des öfteren mit, wie sie versuchte, zumindest mit den Zehen der ausgestreckten Füße auf dem Untergrund Halt zu finden, um die Qual etwas zu erleichtern.

Es war nicht möglich.

Etwa eine Kniehöhe entfernt schwebten die Füße über dem Boden. Da konnte sie sich noch so anstrengen, sich strecken, den Boden erreichte sie als Stütze nicht.

Rob konnte ihr nicht helfen. Er versuchte aber, ihr Mut zu machen und sprach sie an.

»Jolanda…«

Rob hatte den Namen nicht laut ausgesprochen. Er wollte auch seinen Mund nicht zu heftig bewegen, aus Furcht, daß ihm die

widerliche Totenbrühe in den Mund lief.
Die Frau hatte ihn nicht gehört.
Ein erneuter Versuch lauter diesmal.
Und jetzt reagierte Jolanda. Es sah so aus, als würde sie in ihren Fesseln erstarren. Für einen Moment nur, dann bewegte sie den Kopf und schaute in Robs Richtung.
Sah sie ihn?
Ja, ihr Mund bewegte sich, und sie schaffte es auch, seinen Namen auszusprechen. Wie sie das allerdings tat, ließ darauf schließen, welche Mühe sie damit hatte. Es war ihr kaum möglich, die verdammten Schmerzen zu unterdrücken. Sie bissen in ihre Gelenke hinein, sie zerrten an den Schultern, sie machten die Frau fertig, und sie nahmen ihr einfach die Kraft. Jolanda litt, aber sie versuchte, tapfer zu sein, und die Ansprache hatte ihr auch den nötigen Mut gegeben, so daß sie eine Frage stellen konnte. »Wer hat uns geholt?«
»Das Böse. Es regiert den Tunnel der hungrigen Leichen. Wir sind hier, Jolanda, wir sind gefangen. Du bist es, und ich sehe keine Chance zur Flucht.«
»Bist du gefesselt?«
»Ja. Ich sitze auf einem Stuhl. Man hat mich daran festgebunden. Wenn ich mich zu stark bewege, kippe ich um und ertrinke in diesem schrecklichen Wasser.«
»Wo sind die Leichen?«
»Noch nicht da.«
»Aber sie kommen - nicht?«
Rob Exxon verkniff sich eine Antwort. Sein linkes Auge tat ihm vom langen Starren weh, er schloß es und hörte das schmerzerfüllte Stöhnen seiner Partnerin. Er ahnte die Veränderung. Etwas tat sich in seiner Umgebung, und Rob wartete noch eine Weile, bevor er wieder hinschaute.
Sein Gefühl hatte ihn nicht getrogen. Die Veränderung war da, und er zeigte sich nicht überrascht davon, denn das Bild, das er nun zu sehen bekam, kannte er.
Die hungrigen Leichen kamen.
Im Fels - oder war es der Schlamm - hatten sie gelauert. Nun bohrten sie sich hervor, Rob sah die zahlreichen Hände, die sich aus der Masse gestreckt hatten, er sah die gespreizten Finger, und er sah auch, wie sie sich bewegten.
Hier hatte es angefangen, hier würde es enden. Der Tunnel der hungrigen Leichen sollte für Jolanda und ihn zum Schicksal werden. Für einen Moment dachte er an John Sinclair und Suko. Von den beiden hatte er nichts mehr gesehen. Sie waren verschollen, und sie würden es bestimmt auch bleiben.
Tot und begraben…

Verschollen für immer.

Die Klauen irritierten ihn. Immer wieder bewegten sich die Finger mit der dünnen Haut, doch das Ziel erwischten sie nicht.

Aber es blieb nicht dabei.

Sie wollten nicht mehr in ihrem Gefängnis stecken. Sie wollten mehr, sie wollten aus der Enge, denn die beiden Opfer gehörten jetzt ihnen. Es gab keinen Einäugigen mehr, der seine Waffe einsetzte und ihre Hände sowie die Arme zerschlug. Er war wehrlos, die andere Seite, ihre Seite, hatte gewonnen.

Und sie kamen.

Sie drückten und schoben sich vor. Arme, Schultern und die ersten schrecklichen Köpfe tauchten in das aus den Wänden fließende Licht ein, daß der grünlichen Haut einen helleren Schimmer gab. Es waren schreckliche Gestalten. Sie sahen sogar unterschiedlich aus, denn mit denen aus der Wohnung hatten sie nicht mehr viel gemeinsam.

Auf einigen Köpfen wuchsen die Haare wie graues Stroh. Böse, skeletthafte Gesichter mit lappigen, dünnen Hautfetzen und fleischlosen Lippen.

Sie krochen hervor, wie die Erben einer bösen, längst vergessenen Zeit, in der die Menschen noch größere Ähnlichkeit gehabt hatten.

Waren das die hungrigen Leichen?

Rob Exxon wußte nicht mehr, was er noch denken sollte. Was war richtig, was war falsch? Zum wiederholten Male fragte er sich, wer sein eigentlicher Feind war. Er hatte immer auf das Böse gesetzt, und er blieb auch jetzt dabei, denn das Böse war ein Feind, der keine Gestalt hatte. Es war einfach da man konnte es nicht beschreiben, weil es ein Geist oder eine Institution war, aber es suchte sich immer wieder Diener, und die aus den Wänden hervorkriechenden urzeitlichen Gestalten mußten ihm schon lange gedient haben und hatten überlebt.

Das Böse selbst war der Geist, der hier das Kommando hatte. Alles andere gehörte in die unteren Stufen, dennoch wollten auch die nur eines.

Töten, die Menschen vernichten, sie zerreißen, ihr Blut, ihr Fleisch, denn das Böse war auch hungrig.

Und sie kamen.

Sie verließen die Wand, als bestünde sie aus Pudding. Sie waren nicht groß, sie gingen geduckt und ähnelten auch deshalb den Affen. Sie schauten starr nach vorn, ihre Mäuler standen offen, manchmal tropfte Geifer daraus hervor.

Einige von ihnen waren bewaffnet. Sie trugen Knüppel, als wollten sie damit ihre Opfer erschlagen. Sie hatten Augen, und ihre Blicke waren böse.

Aber auch andere folgten ihnen.

Es waren die Skelette, die Rob aus seinen Träumen kannte, und die er auch in der normalen Welt erlebt hatte. Sie hockten sich zu beiden Seiten des Totenflusses nieder, tauchten aber nicht in die Brühe ein und ließen auch den Gefangenen in Ruhe.

Wichtiger war Jolanda!

Mit Schrecken erkannte Rob, daß sich die knüppelbewehrten Gestalten seiner gefesselten Partnerin näherten. Von zwei Seiten schlichen sie auf Jolanda zu, der diese Wesen natürlich nicht verborgen geblieben waren.

Sie wußte nicht, wohin sie schauen sollte, denn rechts und links von ihr sah sie das gleiche.

Und die Hungrigen kamen näher und näher…

***

Wir wußten wohl beide nicht, was geschah und wo es geschah, denn uns trieb ein Strom dahin, als wären wir dabei, eine Reise durch die Zeiten zu unternehmen, doch etwas hatte sich verändert. Diese Masse, die uns umgab, lebte, sie konnte sich uns verständlich machen, zumindest mir. Wie es Suko erging, wußte ich nicht, aber in meinem Kopf bohrten sich fremde Gedanken hinein.

›Ich lebe…‹

›Wer bist du?‹ Auch ich antwortete gedanklich und hoffte, daß meine Frage aufgefangen wurde.

›Ich bin ein ES!‹

›Ein was?‹

›Eine Vorstellung, eine Vision. Ich bin weder Geist noch Materie. Ich bin in der Mitte. Ich bin ein Stadium, ich bin Zellstoff, ich stehe in der Entwicklung, und mich hat das Böse geleitet. Der Einfluß des großen Engels hat mich erwischt. Er hat mich die Jahrmillionen leben lassen. Ich hatte meinen Platz an einer bestimmten Stelle in der Welt, aber dieser Platz wurde mir geraubt. Dort habe ich immer meine Diener finden können. Ich sah die Entwicklung der Lebewesen. Ich sah plötzlich, wie aus den Tieren die Menschen wurden, und wie sie es schafften, meinen Geist aufzunehmen. Dann drehte sich alles um, denn ich sandte meinen Geist aus und gelangte so in sie hinein. Ich hielt sie am Leben…‹ Wußte ich nun Bescheid?

Beinahe, und diese Erklärung lag nicht allzu weit von unseren Versuchen entfernt. Da keine fremden Gedanken mehr in meinem Kopf hineinströmten, erhielt ich die Gelegenheit, über sie nachzudenken.

Es war das Böse, es war Luzifer, denn man hatte zu mir von einem großen Engel gesprochen. Damit konnte nur er gemeint sein. Zu Beginn der Zeiten hatte es die Auseinandersetzung gegeben, und der große, düstere Engel hatte verloren. Aber er hatte nicht aufgegeben.

Wie die Menschen später versuchten, sich die Erde Untertan zu machen, so hatte es das Böse ebenfalls versucht. Es hatte sich immer die schwächsten Glieder der Kette ausgesucht und auch nicht so lange gewartet, bis sich die Menschheit entwickelt hatte, es war ihm bereits gelungen, Vorstufen dieser Entwicklung in Besitz zu nehmen. Eben das, aus dem sich später das richtige Leben entwickelt hatte. Und dazu hatten die Amöben gehört, Gebilde, die lebten, die aus Zellen und Eiweiß bestanden, die aber nicht denken konnten, weil deren Entwicklungsstand noch zu niedrig war.

Also hatte das Böse sie übernommen und geleitet. Es war der Entwicklung schon immer vorausgewesen, es hatte diese Amöbe mit dem Wissen vollgepumpt, das eigentlich erst später entstanden war, und das Böse hatte damit dieses Wesen aui seinen Pfad geführt. Wem immer es über den Weg lief, die Gedanken hatte es weitergeben können, und so mußten die ersten Menschen von ihm beeinflußt worden sein. Es hatte sich seinen Platz in der Welt ausgesucht, und es war ausgerechnet der Ort gewesen, wo viele Millionen Jahre später die Stadt Amsterdam gegründet worden war. Die Amöbe hatte sich nicht weiter entwickelt, sie war geblieben, und sie hatte auf den richtigen Zeitpunkt gelauert, um sich mit all ihrem Urzeitwissen zu zeigen. Das Gebiet gehörte ihr, die Stadt gehörte ihr und natürlich auch die von ihr beeinflußten Diener. Sie hatte die Amöbe losgeschickt, um das Gebiet, das ja ihnen gehörte, für sich zu erobern. Menschen, die eigentlich schon längst hätten tot sein müssen, die aber lebten, weil es die urzeitliche Vergangenheit geschafft hatte, in die Gegenwart einzudringen. Da war es zu einem Zeitriß gekommen, und der hatte sich auf ein bestimmtes Gebiet verteilt. Die Vergangenheit prallte aus ihrer Sicht gesehen mit der Zukunft zusammen und konnte ihren Schrecken schicken. Die Helfer, die nach Blut und Fleisch gierten und eben im Tunnel der hungrigen Leichen ihre Heimat gefunden hatten.

Er war ein Stück Vergangenheit, geschützt durch den magischen Zellkern, der vqn Luzifers Kraft beeinflußten Amöbe. Wenn ich so wollte, war es eine treibende Insel, in der Suko und ich ebenfalls steckten, wobei ich mich wunderte, daß wir noch am Leben waren.

ES erreichte meine Gedanken. ›Du wirst nicht durch mich dein Leben verlieren, du wirst dort sterben, wo ich meine Welt wieder neu aufbauen werde. Der Tunnel wartet auf dich, meine Diener werden sich freuen, denn ich bin der Tunnel. Ich bin das Wasser, ich bin der Fels, ich war auch der Schlamm, denn mir hat der große Engel die Macht gegeben, mich zu verändern. Ich bin Geist und Form. Ich bin Fels und Wasser, und ich bin unbesiegbar…‹

Besonders gestört hatte mich das letzte Wort, denn mittlerweile glaubte auch ich daran. Ich trug zwar Waffen bei mir, aber Kreuz und

Beretta würden mir gegen dieses im Prinzip amorphe Wesen nicht helfen können. Es war so etwas wie die Welt des Spuks, wie die absolute Dunkelheit, nur eben in einer anderen Form.

Und es hatte gelauert.

Millionen und Abermillionen von Jahren hatte es den Platz nicht verlassen, nur angefüllt vom Geist des Bösen, der irgendwann auch die Ewigkeit erreichen würde.

Der Geist zog sich aus meinem Gehirn zurück. Zumindest spürte ich ihn nicht mehr. Er war plötzlich weg und ließ mich mit meinen Gedanken allein. Ich verglich mich mit einer Feder, die im Wind fliegt, taumelt und dabei ziellos dahintreibt.

Wie auch Jolanda und Rob?

Die beiden hatten das Glück oder das Pech gehabt, zu den Personen zu gehören, die ebenfalls von der Masse der Menschen hervorstachen. Sie schafften es, ihre Zweitkörper während des Schlafs entstehen zu lassen und auf die Reise zu gehen. Sie waren als Zweitkörper nicht Materie, sondern Geist, und nur deshalb konnten sie auf relativ einfach Art Grenzen und Hindernisse überwinden.

Aber kamen sie auch gegen diesen Alten Feind an?

Sie hatten recht gehabt, es war der Alte Feind des Lebens und der Menschheit.

Und wir befanden uns in seiner Gewalt!

Dabei wußte ich nicht mal, ob ich noch auf einem Boden stand oder bereits dahintrieb. Es war alles so anders geworden, ich fühlte mich wie in einem gewaltigen Gefängnis, aus dem es kein Entrinnen mehr gab. Aus eigener Kraft jedenfalls würde ich mich nicht befreien können, und so mußte ich darauf hoffen, an ein Ziel zu gelangen, bei dem ich festen Boden unter den Füßen bekam und mich wehren konnte, auch wenn dieses Ziel eine tödliche Falle war.

Etwas veränderte sich.

Es war noch nichts zu sehen, aber innerhalb dieses Amöbenkörpers, in dem wir uns befanden, wurde - so verglich ich es - eine Tür aufgestoßen, die uns die Gelegenheit gab, in eine andere Welt einzudringen.

Eine Welt, die nach Moder und Tod roch. Die einfach nur stank, die zu dem Bösen gehörte, die sich das Böse geschaffen hatte, um seine Diener überleben zu lassen.

Eine Welt, ein Tunnel.

Ich sah ihn.

Auch Suko war plötzlich bei mir, und wir stellten fest, daß uns Fels umschloß, der sich allerdings aufweichte und uns daran erinnerte, daß wir uns noch in der Amöbe befanden.

Wir schauten in den Tunnel hinein.

Und wir sahen das Grauen…

***

Sie schlichen an den Rändern des Tunnels entlang. Böse, mordgierige Gestalten, die ihre häßlichen Schädel leicht zurückgelegt hatten, um das Opfer genau unter Kontrolle zu halten.

Das Opfer war eine Frau.

Das Opfer war gefesselt.

Und das Opfer spürte die bösen Schmerzen, die von seinen Schultern durch den Körper rannen, als sollte der in Stücke gerissen werden.

Jolanda sprach nicht. Sie blieb stumm. Und es war gerade diese Sprachlosigkeit, die den im Fluß steckenden und gefesselten Rob Exxon beinahe verzweifeln ließ.

Er wollte helfen, er mußte helfen, aber er kam nicht an Jolanda heran, die in ihren Fesseln pendelte und auf die hungrigen Gestalten wartete. Sie schlichen näher und näher. Die Arme ausgestreckt, die Klauen bereits griffbereit, denn sie wollten unter ihren zupackenden Fingern das warme Fleisch fühlen.

Nicht Jolanda stöhnte, sondern ihr Partner. Die Hilflosigkeit brachte Rob Exxon beinahe um, obwohl er noch immer voller Verzweiflung nach einem Ausweg suchte.

Das erste Wesen griff zu!

Die Finger verhakten sich im Stoff der Kleidung. Ein Ruck, und der Stoff riß.

Ein grunzendes Geräusch drang an die Ohren des Gefesselten. Das Untier freute sich darauf, die Haut des Opfers zu sehen.

Andere machten weiter.

In der Wand steckten dabei die Skelette mit der grünen Haut. Sie waren zwar aus ihr hervorgetreten, aber wieder zurückgeklettert, als wollten sie den anderen den Vortritt lassen.

Sie drängten um die Gefesselte.

Sie faßten sie an, sie prüften die Haut, das Fleisch, sie strichen über den Körper hinweg, und Rob hörte das verzweifelte Schluchzen seiner Partnerin.

Er wünschte sich, daß man ihn angreifen und töten würde, nur sollten sie Jolanda in Ruhe lassen.

Gab es noch eine Chance?

Er schloß die Augen.

Rob wollte nicht mehr hinschauen, er schämte sich, aber mit dem Schließen der Augen blitzte gleichzeitig eine Idee durch seinen Kopf.

Ja, so konnte es klappen.

So mußte es klappen.

Und er versuchte es…

***

Wir standen da, wir waren frei, wir schauten von der Seite her auf

einen Vorgang, den wir zunächst nicht fassen konnten, weil er einfach zu schlimm war.

Natürlich hatten wir damit gerechnet, den Tunnel zu erreichen. Ich kannte ihn, für Suko war er neu, aber ich hatte ihn nicht so in Erinnerung, wie ich ihn jetzt zu sehen bekam.

Auf der Oberfläche des Totenflusses schwebte ein Kopf. Beim ersten Hinsehen sah es zumindest so aus, aber Robs Schädel hätte sinken müssen, wenn man ihn tatsächlich auf die Oberfläche gelegt hätte. Er war also noch mit seinem Körper verbunden. Wahrscheinlich saß oder kniete der Einäugige in der schlammigen Brühe. Die Augen jedenfalls hielt er geschlossen, uns sah er nicht.

Wie die Ratten aus ihren Löchern waren sie aus den Wänden gekrochen.

Widerliche Gestalten, zweibeinige Monstren, halb verwest, mit langen, zottigen Haaren, und ich erinnerte mich daran, was mir diese Amöbe mitgeteilt hatte.

Es waren ihre Diener.

Es waren die Urmenschen, die noch aus einer Mischung zwischen Mensch und einem Affen bestanden, in der Evolution nicht so weit fortgeschritten waren und einzig und allein ihren Urtrieben gehorchten und auch der Magie, die ihnen eingegeben worden war.

ES war ihr Herr und Meister.

Und ES mußte ihnen auch befohlen haben, sich die gefesselte Jolanda zu holen.

Sie befand sich in einer schlimmen Lage. Sie hing an einem Strick, der an einem Haken in der Decke befestigt worden war. Wer sie in diese Lage gebracht hatte, wußten wir nicht, es war auch nicht wichtig, eigentlich zählte nur, daß wir es schafften, die leise stöhnende und wimmernde Frau vor den bösen Gestalten zu retten. Ich konnte ihre Zahl nicht genau feststellen, weil sie sich vor der blonden Frau drängelten.

Von ihrer alten Kampfeskraft war nicht mehr viel übriggeblieben. Gar nichts, eigentlich, denn Jolanda Lamaire war völlig hilflos ihren Mördern ausgeliefert.

Sie hatten sie bereits angefaßt.

Hände hatten nach ihr gegriffen und es geschafft, ihr die Kleidung in Fetzen zu reißen. Der Stoff hing wie eine dünne Haut von ihrem Körper herab, sie war so gut wie nackt, und die Wilden hatten ihren Spaß. Einige waren mit Knüppeln bewaffnet, damit schlugen sie gegen den Körper.

Relativ leicht, als wollten sie noch prüfen, wie widerstandsfähig er sich letztendlich zeigte.

Ohne uns zuvor abgesprochen zu haben, taten Suko und ich das gleiche.

Wir zogen unsere Waffen.
»Jetzt!«
Schüsse peitschten auf. Echos huschten über den schmutzigen Totenfluß, wetterten gegen die Wände, aus denen Hände und halbe Körper hervorschauten.
Einige andere Skelettgestalten, die ihren Schutz verlassen hatten, zogen sich wieder in den Körper der Amöbe zurück, nicht so die halbverwesten und leider lebenden Urmenschen.
Sie bekamen die Kugeln.
Wir hörten sie grunzen und schreien.
Zwei von ihnen taumelten. Einer schlug noch mit seinem Knüppel zu und erwischte einen Artgenossen am Kopf. Die Gestalt taumelte auf den Rand des Flusses zu und klatschte hinein.
Der Schläger brach zusammen. Eine dicke Flüssigkeit pumpte aus seiner Brust, aber die anderen wollten nicht aufgeben.
Wieder schossen wir.
Abermals trafen wir.
Eine halbverweste Gestalt mit schon rückenlangen Haaren hatte die Kugel in den Rücken bekommen. Die Wucht der Einschläge hatte sie nach vorn geschleudert, auf die in den Fesseln hängende Person zu, und wie im Krampf klammerte sich die Gestalt an Jolandas Hüfte fest.
»Wir müssen sie alle vernichten!« keuchte Suko.
Soweit kam es nicht mehr.
Wir hatten die aus der Wand schauenden Hände vergessen. Sie aber nicht uns, plötzlich wurden wir von verschiedenen Seiten gepackt und eisern festgehalten.
Für uns war es das vorläufige Aus.
Nicht aber für die Hungrigen, die sich um ihre toten Artgenossen nicht kümmerten und sich wieder der blonden Frau zuwandten…

***

Rob Exxon hielt die Augen geschlossen. Er hatte versucht, alles zu vergessen, er mußte alles vergessen und sich allein auf sich konzentrieren, um überhaupt eine Chance zu haben. Bei Rob Exxon mußte das eintreten, was in seiner Lage eigentlich unmöglich war.
Schlafen?
Einschlafen, wegtauchen, wegsacken, träumen und dabei Kräfte freimachen, die seinen Zweitkörper entstehen ließen.
Wie lange er Zeit hatte, wußte er nicht.
Sekunden nur, oder waren es Minuten? Wie lange würden die anderen seine Partnerin noch am Leben lassen? Wie mordgierig und hungrig waren sie denn? Er versuchte es, er wollte hineinfallen in die Meditation des Schlafs, er wollte sich selbst müde reden, er konzentrierte sich einzig und allein nur darauf.

Schlafen…

Alles andere war vergessen.

Keine Fesseln mehr spüren, nicht mehr diesen widerlichen Geruch wahrnehmen, zu einem anderen werden und dann…

Er hörte Geräusche.

Mehrere Explosionen, aber um sie konnte er sich nicht kümmern. Das andere war wichtiger.

Schlaf…

Die Fesseln hielten ihn auch dann, als er sich entspannte. Er hatte seinem Inneren befohlen, sich zu entspannen und in den anderen Zustand hineinzugleiten.

Abtauchen…

Nichts anderes interessierte ihn mehr.

Und die Welt um ihn herum versank. Der Sack des Schlafs wurde über seinen Kopf gestülpt…

***

Jolanda hatte vergessen zu schreien und zu zittern. Sie spürte auch die Schmerzen nicht mehr, die Stockschläge auf dem Körper hinterlassen hatten, aber sie hörte die Schüsse, sah, als sie zur Seite schaute, die beiden Männer, die so plötzlich erschienen waren, als hätten sie sich materialisiert.

Sie schossen.

Sie trafen.

Die ersten beiden fielen vor ihren Füßen zu Boden, blieben liegen und rührten sich nicht mehr.

Aber die anderen gaben nicht auf. Sie wollten die Frau, sie wollten das Fleisch, das Blut…

Wieder fielen Schüsse.

Die beiden nächsten Gestalten wurden getroffen. Ein Wesen versank in den schlammigen Fluß. Das zweite kippte nach vorn, die Arme ausgestreckt und klammerte sich mit einer letzten, besitzergreifenden Bewegung in Hüfthöhe an ihrem Körper fest.

Ein Toter, der mit ihr zusammen pendelte, der sie nicht losließ. Jolanda konnte es kaum fassen, sie hatte zum Glück auch nicht die Kraft, darüber nachzudenken, sie wollte nur leben… leben… leben…

Die Kraft hatte den Toten verlassen.

Er rutschte an ihrem Körper herab.

Sie spürte, wie die Hände über ihre Haut glitten und sie dabei an gewissen Stellen aufkratzten, so daß kleine Wunden wie rote Streifen zurückblieben. Noch einmal schlugen die Hände gegen ihre Füße, dann fiel das Wesen über seinen Artgenossen. In einer schrägen Lage blieb es darauf liegen.

Noch waren vier da.

Sie hatten freie Bahn.
Und sie griffen zu!

***

Im selben Augenblick war Rob da. Nein, nicht er, sondern sein Zweitkörper, der plötzlich vor und über den vier Wesen schwebte, und Rob war bewaffnet. In dieser, seiner Traumwelt trug er wieder seine mörderische beidseitig geschliffene Waffe, die ihm schon mehr als einmal geholfen hatte.
Er war nicht verletzbar, er war ein Geist, und er kämpfte jetzt innerhalb dieser Amöbenwelt um das Leben seiner Geliebten und Partnerin. Er würde und durfte kein Pardon kennen, wenn sie beide überleben wollten, und so führte er seine Waffe mit tödlicher Entschlossenheit.
Jolanda konnte nur zuschauen, wie er die Wesen der Reihe nach zur Hölle schickte.
Seine Waffe war so scharf, daß sie die Diener der Amöbe regelrecht zerhieb.
Jedes Wesen starb.
Der Einäugige hatte gewonnen! Er war der Sieger! Er hatte Jolanda das Leben gerettet, und er drehte sich zu ihr um. Rob schaute in ein entsetztes, starres und verquollenes Gesicht. Er konnte nicht mal lächeln, und Jolanda war nicht in der Lage, etwas zu sagen. Sie war zu ausgelaugt und fertig.
Noch einmal hob er seine Waffe.
Wieder schlug er zu.
Diesmal traf er den Strick. Jolanda spürte den Ruck, dann sackte sie zusammen. Sie konnte sich nicht halten, die Beine hatten einfach keine Kraft mehr.
Er hob sie auf.
Und sie merkte zugleich, wie sie seinem Griff entwich. Denn genau in diesem Augenblick war die kurze, aber tiefe Schlafphase vorbei, und Rob Exxon erwachte wieder…

***

Ein gütiges und himmlisches Schicksal mußte diesem Mann den Schlaf gegeben haben, denn wir wären nicht in der Lage gewesen, Jolanda zu retten. Wir hatten genug mit den Gestalten zu tun, die aus der Wand hinter und neben uns gekrochen waren, um uns endlich zu vernichten. Hineinzuzerren in den Tod, als Leichen innerhalb des Totenflusses schwimmen zu lassen oder uns einfach ihre Krallen in den Leib zu stoßen, wie sie es bei der älteren Frau getan hatten.
Nur konnten wir uns wehren.
Ich hielt zwei Hände fest, Suko ebenfalls. Dabei stemmten wir uns beide mit den Hacken ab, um eine größtmögliche Standfestigkeit zu

erreichen.

Und wir zerrten an den Klauen, unsere Kraft war stärker als der Widerstand dieser hungrigen Leichen. Wir wuchteten sie aus der Wand heraus und schleuderten sie in die Brühe.

Endlich hatten wir freie Bahn, die vor allen Dingen mein Freund Suko nutzte.

Magie gegen Magie!

Nur mit der Dämonenpeitsche war es möglich. Selten zuvor hatte ich Suko die Waffe so schnell ziehen sehen. Er schlug ebenso schnell den Kreis, und drei Riemen rutschten hervor.

Ich hatte für einen Moment nicht achtgegeben. Über mir waren zwei Hände aus der Wand gedrungen, hatten sich gesenkt und griffen in meine Haare.

Es schmerzte, als ich mich drehte und es mir dabei gelang, ihren Griffen zu entkommen.

Dann hörte ich das mir bekannte Geräusch. Dieses Klatschen, wenn die Riemen der Peitsche gegen die Ziele hämmerten und sie dann zerstörten.

So war es auch hier.

Die Kraft der Peitsche fegte alles zur Seite, was sich in unserer Nähe aus der Wand herausstreckte. Ich roch den stinkenden Rauch, die Klauen fielen in qualmenden Fetzen zu Boden, und was immer sich noch in dieser Wand befinden mochte, es zog sich zurück. Es zeigte sich nicht mehr, die Furcht war zu groß.

Aber aus dem Fluß kletterten sie.

Suko ließ sie kommen.

Ich hörte ihn scharf lachen. Sein Gesicht war zu einer wilden Maske erstarrt, er hatte den rechten Arm angehoben und gab den beiden hungrigen Leichen sogar noch Gelegenheit, sich mit beiden Klauen abzustemmen.

Erst dann schlug er zu.

Er traf sie gemeinsam mit einem Schlag. Da fächerten die Riemen auseinander, die Gestalten krachten zusammen, sie fielen zurück und tauchten in die Brühe ein.

Es waren die letzten gewesen.

Beide suchten wir nach irgendwelchen Feinden, doch es gab nur vier Personen in dem Tunnel.

Jolanda, Rob, Suko und mich!

Aber hatten wir deshalb gewonnen?

Ich wollte noch nicht daran glauben, denn der Alte Feind existierte noch immer. Er lauerte, er hielt uns umschlossen, denn wir befanden uns leider mitten in ihm…

***

Rob Exxon weinte!

Suko und ich hatten ihn aus der stinkenden Brühe hervorgeholt und auch von den Fesseln befreit. Er saß zusammen mit Jolanda dort, wo sie einmal als Gefesselte gehangen hatte. Rob hatte ihr seine Jacke übergestreift, auch wenn sie naß war und stank, sie sollte nicht mehr so bloß sein. Der Kopf lag an Robs Schulter, und wir beide wollten das Paar nicht stören, sollten sie es genießen, dem Tod vorerst entwischt zu sein.

Vorerst, denn noch war nichts entschieden, und Suko dachte ebenso.

Nichts entschieden…

Wir erinnerten uns an die ungewöhnliche Reise, und noch immer waren wir Gefangene dieses unseligen Fluchs einer sehr fernen Vergangenheit.

Noch immer mußten wir der Macht und der Kraft eines Luzifers Tribut zollen, denn diese Welt um uns herum war nicht tot.

Alles war ein Stück von ihm.

Der Fluß, die Wände, die Decke und sogar das Licht, das aus den Spalten und Rissen hervorstrahlte und so wenig mit dem Licht zu tun hatte, auf das wir uns verließen.

Es war ein anderes, es war auch eine andere Helligkeit, es war das Licht der Amöbe.

Mir zumindest kam es vor, als wären es keine Strahlen, sondern Augen, die uns beobachteten und darauf warteten, was wir weiterhin unternahmen.

Wir taten nichts.

Vielleicht gelang es uns zusammen mit Jolanda und Rob, aus dieser Welt zu fliehen. Wenn sie in den Schlaf fielen, könnte es ihnen gelingen, uns zu entführen und uns wieder in der normalen Welt abzusetzen. Nur - was wäre damit gewonnen gewesen?

Okay, wir waren zunächst gerettet, aber die Amöbe lebte weiter. Sie war noch immer da, ihre Welt bestand weiter, und sie hatte den Segen des Schwarzen Engels bekommen.

Suko sprach davon, seine Peitsche einzusetzen. Er hätte gern Lücken in die Wände geschlagen, aber dazu war es zu spät, den wir bekamen genau mit, daß sich unsere Umgebung bewegte, und das waren eben die Wände, die ihr Licht verloren und allmählich die graue Farbe annahmen, die wir von dem Schlamm her kannten.

»John, sie zieht sich zusammen.«

Ich nickte nur.

Suko ging zu den beiden anderen, während ich mein Kreuz hervorholte.

Ich hatte mich bisher nicht darauf verlassen können, aber ich hoffte, daß es mir jetzt half.

Die Aktivierungsformel brachte möglicherweise nichts gegen die

alten Urmagien, aber ich erinnerte mich an die Zeit, als ich das Kreuz besaß, ohne zu wissen, wie ich es hatte aktivieren können.

Damals hatte ich auch um Hilfe gerufen…

Es lag auf meiner Hand, als Suko mit den beiden anderen neben mich trat. »Jolanda und Rob sehen keine Chance«, sagte er leise. »Sie… sie schaffen es einfach nicht, einzuschlafen.«

»Es ist auch besser so.«

»Hast du eine andere Idee?«

Ich hob die Schultern. »Ja oder nein. Vielleicht ist es gar keine Idee, sondern nur ein Versuch. Ein verzweifelter Test, denn ich muß immer an ihn denken.«

»Wen meinst du?«

»Luzifer!«

Das wollte Suko nicht unterschreiben. »Denk lieber an die Amöbe, an ihre Welt.«

»Die aber von Luzifers Kraft durchdrungen ist. Suko, er ist der Gefallene Engel, er ist genau die Person, die sich auflehnen wollte und verloren hat. Er hat den Kreis der anderen Engel verlassen, und darauf müßte ich setzen.«

»Wie soll ich das verstehen?«

»Überhaupt nicht. Laß mich mal.«

»Wie du willst.«

Die drei blieben zurück, als ich vorging. Ich stand am Rand des Kanals, und ich schaute in das sirupartige Wasser, das seine ursprüngliche Farbe verloren hatte.

Es paßte sich an.

Es wurde grau, und es sah nicht anders aus als auch die Wände und die Decke.

Noch waren sie verschieden, aber wir mußten damit rechnen, daß sich aus diesen drei Teilen ein einiges Etwas bildete, eben die komprimierte Welt der Uramöbe.

Ich spürte das andere.

Die fremden Gedanken waren wieder da. Sie drangen von verschiedenen Seiten gegen mich. Sie waren böse, mordlüstern und vernichtend. Es waren nicht einmal Worte, die durch mein Hirn glitten, es waren eben diese Ausstrahlungen, die absolut negativen, die keinem Lichtstrahl Platz ließen.

Typisch für Luzifer.

Es wurde auch kälter. Klebrig, anders und widerlich kalt. Schwer zu beschreiben, eine Kälte der Seele, wie sie nicht einmal der schlimmste Mörder ausstrahlte, denn was hier auf uns zuwehte, das mußte einfach die Urkälte sein.

»Meine Güte, ich… ich… werde noch irre…«

Jolanda hatte gesprochen. Rob versuchte es mit beruhigenden

Worten, was ihm schwerfiel, denn auch ihn hatte die andere Atmosphäre in den Griff bekommen.

Noch blieb ich cool.

Die Wände wuchsen weiter zusammen. Die Welt des Bösen konzentrierte sich einzig und allein auf uns. Auf eine geringe Masse, doch angefüllt mit einer Energie des Bösen.

Es gab keinen Fluß mehr.

Wir standen auf dem grauen Schlamm und sackten trotzdem nicht ein.

Diese Welt hielt, auch wenn sie nicht aus den Materialien bestand, die uns bekannt waren.

Wie lange noch?

»John, du solltest etwas unternehmen.« Ich hörte Suko sprechen, wobei es mehr einem Würgen gleichkam.

»Ja, das mache ich auch…« Selbst meine Stimme kannte ich kaum wieder.

Die Formel! Nein, nicht die Formel. Doch, die Formel - es hat keinen Sinn.

Gedanken schossen durch meinen Kopf, als wären sie mir von einer fremden Person eingegeben worden.

Kälte…

Luftmangel…

Hinter mir hörte ich ein Röcheln, und ich wußte nicht, wer dieses Geräusch ausgestoßen hatte. Aber mir war klar, daß ich jetzt handeln mußte, so oder so.

Und ich tat es, ich setzte alles auf eine Karte. Ich reagierte so wie vor Jahren, als ich den Aktivierungsspruch noch nicht kannte, denn mit meinem Schrei griff ich akustisch zurück in die Urzeit.

Ich rief vier Namen.

Die Namen der Erzengel!

»Michael! Gabriel! Raphael! Uriel!« Laut, sehr laut hatte ich sie geschrien und war dabei auf die Knie gefallen. Es war der letzte Versuch gewesen, die Bitte um Rettung und die um Zerstörung dieser mörderischen Urwelt.

Im selben Augenblick traf mich der Schlag.

Ich fiel nach hinten, blieb auf dem Rücken liegen - und starrte in das Licht!

***

Nein, es war nicht das Licht, das ich kannte, wenn das Kreuz aktiviert worden war.

Es war anders, denn es setzte sich aus genau vier Strahlen zusammen. Sie jagten von einem für mich nicht sichtbaren Fixpunkt in diese andere Welt hinein, und ich konnte sogar ihr Ende erkennen.

Dort standen sie.

Ich wäre vor Ehrfurcht erstarrt, wenn ich nicht schon so steif auf dem Boden gelegen hätte, denn meinen Augen bot sich ein Bild, das ich eigentlich schon vergessen hatte, weil es zur Vergangenheit gehörte. Dort, wo die Strahlen endeten, standen sie.

Vier Engel, die Erzengel, meine Helfer, meine Freunde, diejenigen, die das Kreuz durch die Anfangsbuchstaben ihrer Namen gezeichnet hatten.

Nicht mein Talisman gab diesmal das Licht ab, es waren die Engel, die mit ihrer Kraft in diese andere, verfluchte Welt eindrangen, um sie zu zerstören.

Allein durch ihre Güte, durch ihre Ausstrahlung zeigten sie dem Erbe Luzifers, daß es auf dieser Welt nichts mehr zu suchen hatte. Es gab keinen Schlamm mehr, es gab keine Dunkelheit, es gab einen blauen Himmel, und das allmähliche Verblassen der Gestalt.

Und es gab uns.

Vier Personen, die auf einer kalten Erde hockten, von Fremden angestarrt wurden, als wären sie vom Himmel gefallen.

Und so ähnlich war es ja auch, denn der Himmel hatte uns zur Seite gestanden…

***

Wir standen auf und kümmerten uns um keine Fragen. Erleichtert, aber noch immer über die Welt der Luzifer-Amöbe nachdenkend und ineinandergehakt gingen wir dorthin, wo möglicherweise ein gewisser Kommissar von Steen auf uns wartete. Wir würden etwas erklären müssen, was wir selbst nicht richtig begriffen.

Wir wußten nur, daß in dieser verkehrsreichen Gegend, in der wir uns den staunenden Menschen präsentiert hatten, vor vielen Millionen von Jahren ein Wesen unter dem Einfluß des Bösen existiert hatte, das es nun nicht mehr gab.

Die Amöbe nicht und auch ihre Diener nicht, die sie später in ihren Bann gezogen hatte.

Wer würde uns glauben?

Kaum jemand. Es war ja auch zu unwahrscheinlich, aber so ist nun mal das Leben.

Bunt und voller Hochs und Tiefs, und genau dieses Gefühl drückte Jolanda Lamaire aus, als wir dem baff erstaunten Ric van Steen gegenüberstanden. »Das Tor zur Urzeit ist geschlossen. Sie können nicht mehr kommen, es gibt die hungrigen Leichen nicht mehr, es gibt auch keinen Tunnel, es gibt keine Amöbe, aber es gibt uns.«

Dann fiel sie van Steen um den Hals…

ENDE des Zweiteilers